

Bernhardi, A. F.

<36626352380016

Reliquien.

Erzählungen und Dichtungen

von

A. F. Bernhardi und dessen Gattin S. Bernhardi,
geb. Tieck.

Herausgegeben von
deren Sohne
Wilhelm Bernhardi.

Mit einem Vorworte
von
Varnhagen von Ense.

Zweiter Band.

Altenburg, 1847.
Verlag von H. A. Pierer.

Die Witzlinge.

Ein Miniaturgemälde.

Personen:

Herr von Lichtenstein, Gutsbesitzer.
Fräulein Sophie von Lichtenstein, seine Tochter.
Fräulein Charlotte von Berger, ihre Freundin.
Herr von Felsenberg, Vetter des Herrn von Lichtenstein.
Herr von Birkheim, Sophiens bestimmter Bräutigam.

Scene: Ein Zimmer auf dem Gute des Herrn von Lichtenstein.

Charlotte. Sophie.

Sophie. Nein, liebste Feundin, ich bitte Dich, wenn mir Dein Besuch lieb bleiben soll, kein Wort mehr von meinem Bräutigam — Du quälst mich zu Tode.

Charlotte. Beantworte mir meine Fragen, und Deine Qual hat ein Ende. — Ist er schön?

Sophie. Sehr schön.

Charlotte. Reich?

Sophie. Sehr reich.

Charlotte. Verständig?

Sophie. Sehr verständig.

Charlotte. Ist er flatterhaft.

Sophie. Ganz und gar nicht.

Charlotte. Hat er Sitten?

Sophie. Er beleidigt Niemand.

Charlotte. Warum schlägst Du ihn also aus?

Sophie. Weil ich den Henker nach seiner Schönheit, Reichthum, Verstand, Treue und Sitten frage.

Charlotte. Aber warum das?

Sophie. Weil ich einen Andern liebe; und um es kurz zu machen, meinen Vetter, den Baron Felsenberg.

Charlotte. Hast Du Deinen Vater nie von dieser Neigung etwas merken lassen?

Sophie. Was würde es mir geholfen haben? Du weißt, wie er ist, er hätte mir einen langen Sermon gehalten, dessen Texteswort gewesen wären: Richte Dich nach mir, denn ich bin klüger wie Du. Ich fürchte indeß sehr, ich habe mich verrathen.

Charlotte. Was thut das, wenn Du entschlossen bist, Dich aufzuopfern.

Sophie. Der Himmel behüte mich.

Charlotte. Dann werden wir also, dem Anschein nach, einen sehr unruhigen Tag haben; denn Dein bestimmter Bräutigam, Herr von Birkheim, kommt noch heute an — kennt aber Felsenberg Deine Neigung zu ihm.

Sophie. Ich fürchte es.

Charlotte. Und liebst Du ihn denn so sehr, daß Du nur ihn, und durchaus keinen Andern heirathen willst und kannst. — Bedenke nur, Birkheim ist reich, schön, treu, verständig, gesittet, das sind gute Gewichte in die eine Schale.

Sophie. Felsenberg ist das Alles, nur nicht mehr reich — auch hat er noch weit edlere und höhere Eigenschaften, und darum sinkt seine Schale.

Charlotte. Lege noch die kindliche Pflicht in die erste.

Sophie. Die Paar Loth werden sie nicht hinunterziehen.

Charlotte. Vortrefflich. — Aber wenn man so dreist sein darf, welche Vorzüge hat denn Felsenberg vor Birkheim?

Sophie. Er ist nicht unausstehlich.

Charlotte. Meine Gnädige hat sich heut darauf gesetzt, paradox zu sein. Belehre mich doch gütigst, wenn es Dir gefällig ist, wie man es anfängt, bei den genannten Vorzügen unausstehlich zu werden?

Sophie. O, liebste Freundin, da stehen wir am Eingange eines weitläuftigen Capitels. Glaube mir, das, was uns Mädchen reizt, fesselt, unwiderstehlich fesselt, ist nichts Reelles — ein unbekanntes Etwas, ein Nichts. —

Charlotte. Sehr wohl. — Nur ist diese Bemerkung eben so alt, als wahr.

Sophie. Richtig — aber die Wahrheit altert nie, und die älteste wird neu, durch die Beziehung, in welcher

man sie denkt. Die Trivialität besteht nicht darin, daß man sagt, was Alle sagen, sondern daß man dasselbe dabei denkt.

Charlotte. Das mag sein. — Aber sage mir lieber, was ist das Unausstehliche an Birkheim, da Du das Liebenswürdige an Felsenberg nicht detailliren kannst.

Sophie. Gut denn. — Sieh', liebe Charlotte, ich weiß nicht, ob Dir nicht bisweilen die Menschen wie allegorische Personen vorgekommen sind?

Charlotte. Das nicht. Eher möchte ich sagen, ich hätte bei Vielen die Empfindungen gehabt, wie bei einer recht charakteristischen Musik.

Sophie. Wie meinst Du das?

Charlotte. Du kennst die Symphonie zu Macbeth. Nie habe ich sie hören können, ohne daß sich mir die Geisterwelt gleichsam aufschloß; ich sahe Nebel, wüste Haiden, Plätze mit Ruinen, in der Ferne fechtende Heere.

Sophie. Nun?

Charlotte. So habe ich einen Onkel, bei dem ich etwas Aehnliches erfahre. Wenn ich nur zehn Worte mit ihm spreche, so tritt mir das Bild eines Caffeehauses lebhaft vor die Seele; ich höre mit den Tassen klappern, mit den Gläsern klingeln, den Marqueur rufen, fluchen,

schimpfen — ja ich rieche den Tabaksdampf, der diese Oerter erfüllt.

Sophie. So ungefähr meine ich es auch; mir sind immer manche Menschen als Bilder vorgekommen, als Commentare zu einzelnen Worten. — Ich könnte Dir die Menschen nennen, wo ich meinen Begriff von Windbeutel, Wildfang u. s. w. gelernt, oder bestätigt gefunden habe. Leider ist mein bestimmter Bräutigam ein solcher Commentar.

Charlotte. Und wie heißt das Wort, welches er erläutert?

Sophie. Hoffnungsvoller, junger Mann. — Du weißt vielleicht nicht, wie wir mit dieser Hülse bekannt geworden sind?

Charlotte. Im Bade, glaub' ich.

Sophie. Recht. Mein Vater jagte ihn auf. Du weißt, der spricht wenig; und Birkheim, welcher viel schwatzt, war ihm desto lieber.

Charlotte. Schwatzt er viel? Das ist freilich sehr unausstehlich.

Sophie. Er spricht unaufhörlich, und hat dabei eine so langweilige Imagination, daß man sterben möchte. Ich habe ihn oft beim Wetter anfangen, und mit den

feinsten Speculationen der neuesten Philosophie endigen hören, ohne daß einer nöthig hätte, ihm auf dem dunklen Wege dahin durch ein Paar Worte zu leuchten.

Charlotte. Aber wie fängt er das an?

Sophie. Das ist das Unglück. Wenn er nach einer langen Rede am Ende die ganze Idee erschöpft und er gleichsam an der äußersten Spitze einer Idee stand, so schöpfte ich oft neuen Athem, weil ich dachte, daß keine Brücke über den Abgrund zu einer andern führen könnte. —

Charlotte. Und er?

Sophie. O, er hat Pontons bei sich, allgemeine Sätze, Analogien u. s. w. So kam er einst von dem Apoll von Belvedere auf den Parmesankäse, weil, wie er sich ausdrückte, beide zu den größten Merkwürdigkeiten Italiens gehören; dann, merkte er an, daß dies schöne Product Italiens, er meinte den Käse, durch die französische Revolution sehr vertheuert und verschlechtert sei. Bei dieser Gelegenheit erzählte er kürzlich die Geschichte dieser Krisis, fügte ein Urtheil über dieselbe mit ein Paar Worten hinzu, bemerkte, daß sie der Industrie sehr geschadet, daß namentlich der Seidenbau in Frankreich ganz zerrüttet sei, und stand eben mitten in der

Naturgeschichte der Seidenwürmer, als ein unbarmherziger Nachtwächter, durch ein dreimaliges Blasen, meinen Vater rieth, auf eine andere Art, als in seiner Gesellschaft, zu schlafen.

Charlotte. Und ist denn kein Mittel, ihn zum Schweigen zu bringen.

Sophie. Ich schoß bisweilen mit Witz und legte mehrere seiner besten Ideen zu Boden; allein sie rückten, wie gut exercirte Mannschaften, immer wieder zusammen, und gelang es mir, eine Brücke zu ruiniren, so legte er mit beispielloser Geduld eine andere an. Uebrigens verachtet er die Weiber. —

Charlotte. Da heirathet er Dich, um rechter Hand etwas neben sich zu haben; und Kinder wird er sich wünschen, um die Linke auch besetzen zu können.

Sophie. Du hast recht. — Aber sind die Weiber nicht zu beklagen? Ihre schönsten und größten Vorzüge werden wie die größten und schönsten Edelsteine behandelt, man merkt wohl, daß es keine Kiesel sind, aber taxiren können sie nur Wenige.

Charlotte. Warum ist aber Dein Vater so für ihn eingenommen?

Sophie. Weil Birkheim für meinen Vater ein

murmelnder Bach oder Wasserfall ist; — er schläft bei seinen Gesprächen gewöhnlich.

Charlotte. Wie seltsam paart oft das Schicksal die Menschen zusammen. — Dich mit Deinem Vater und Birkheim. —

Sophie. Wahrlich, oft scheint es mir, als wenn der Kreis, in dem man leben muß, uns durch Würfel angewiesen würde.

Charlotte. Oder als wenn die Welt eine Bibliothek wäre, in welcher der unwissende Bibliothekar die Bücher, ohne Rücksicht auf ihren Inhalt, nach der Größe gestellt habe.

Sophie. Laß uns aufhören — nur einige Schritte auf diesem Wege weiter, und wir haben uns in die witzigste Melancholie hineingeschwatzt. Zudem kommt da Felsenberg und mein Vater, und ich bin nicht gelaunt, diesem zu begegnen. (Sie gehen.)

Lichtenstein und Felsenberg (treten auf).

Lichtenstein. Und so wären Sie ohne alle Ursache hieher gekommen?

Felsenberg. Ich sagte Ihnen, daß ich gewünscht

hätte, Sie zu besuchen, und daß ich darum hergekommen sei; halten Sie dies für keine wichtige Ursache?

Lichtenstein. O ja, wie man es nimmt.

Felsenberg. Wie so?

Lichtenstein. Je nun, ich meinte nur so. — Haben Sie meine Tochter schon gesprochen?

Felsenberg. Nein, ich habe die Ehre noch nicht gehabt. — Wie kommen Sie darauf?

Lichtenstein. Warum soll ich nicht darauf kommen? Es fiel mir so ein. Sie leben wohl viel in der großen Welt?

Felsenberg. O ja. — Aber warum?

Lichtenstein. Erzählen Sie mir einmal etwas von der großen Welt.

Felsenberg. Das ist so kurz nicht abgemacht.

Lichtenstein. Kennen Sie meine Tochter genau?

Felsenberg. Wie so?

Lichtenstein. O über das verdammte Fragen! Ich meine, ob Sie sie verehren?

Felsenberg. Wer könnte umhin.

Lichtenstein. Wie verehren Sie sie?

Felsenberg. Das ist schwer zu sagen. Wie meinen Sie das?

Lichtenstein. Zum Henker, was ist dabei Schweres! Verehren Sie sie mit Neigung, mit Passion?

Felsenberg. Allerdings.

Lichtenstein. Mit welcher Passion?

Felsenberg. Mit Bewunderung.

Lichtenstein. Wie bewundern Sie sie?

Felsenberg. Mein Gott! Wie einen glänzenden Stern — ich denke an die ungeheure Entfernung.

Lichtenstein. Sehr schön geantwortet. Sein Sie mir von Herzen willkommen. Apropos, auch meine Condolenz wegen des Verlusts beim Wagner'schen Bankerott. — Sie wollen reden, nein, nein! ich will nichts hören, ich weiß, Sie haben's ertragen wie ein Mann. — Aber verzeihen Sie, ich muß Sie allein lassen, denn die Zeit ist da, an meine Geschäfte zu gehen. Hier in meinem Cabinet — Stöße von Rechnungen so hoch. Ein Vater, ein Hausvater, funfzig Augen und Hände hätte er nöthig, um Alles selbst zu thun. — Ich zerarbeite mich den ganzen Tag. — Nun, ich muß fort, ich sehe Sie vielleicht noch wieder — lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden. (Er geht.)

Felsenberg. Dem wäre ich also ausgewichen. Aber nun! Ob es wahr sein mag, daß sie sich verheirathen will?

Ist es, so sind die erhaltenen Nachrichten mir völlig gleichgültig und wieder, ist es nicht, was gewinne ich dabei? Da kommt sie.

Sophie (kommt).

Sophie. Das ist schön, daß Sie kommen. Was hat Sie zu uns gebracht?

Felsenberg. Der Wunsch, Sie zu sehen, und mein schnelles Pferd.

Sophie. Ich danke Beiden. — Aber Sie reißen sich wirklich seit einiger Zeit sehr oft aus den glänzenden Zirkeln der Stadt los.

Felsenberg. Ihr gütiger Ton überzeugt mich, daß dies kein Vorwurf sein soll — aber drücken Sie sich lieber so aus: Ich reiße mich von hier selten los; und wenn Sie mir schmeicheln wollen, so sagen Sie oft.

Sophie. Es sei so — wir wollen über Worte nicht streiten. Aber in der That, lieber Vetter, ich habe viele Leute in der Stadt über Ihren Hang zur Einsamkeit klagen hören.

Felsenberg. Und doch suche ich mich nur zu oft in den Zirkeln der Stadt zu zerstreuen. Meine Gedanken sind freilich wo anders.

Sophie. Ich habe mir die Lebensart in der Stadt immer sehr angenehm gedacht.

Felsenberg. Das ist sie wohl auch für einige Zeit; nur muß man Laune und Sinn dafür mitbringen. Man muß es aufgeben im Gemälde zu stehen, man muß nur Beschauer desselben sein.

Sophie. Haben Sie gute Gallerien?

Felsenberg. Sehr seltne Stücke. Es verlohnt sich wahrlich der Mühe, einige Wochen daran zu setzen, um die vorzüglichsten kennen zu lernen.

Sophie. Sie sollen mir Anweisung dazu geben.

Felsenberg. Man muß nur gewisse Sätze, Ursätze möchte ich sie nennen, festhalten, wenn man diese Menschen betrachtet.

Sophie. Zum Beispiel?

Felsenberg. Je nun, Sie gehen davon aus: zum Exempel, die ganze Welt sei vortrefflich eingerichtet, nur der Mensch in einem Punkte nicht.

Sophie. Der wäre?

Felsenberg. Daß er noch in der Zeit leben muß. Ferner alle Erscheinungen in der Zeit bringen Sie unter die Categorie der Spielkarten. Liebe, Kunst, Musik,

Gold, Witz u. s. w. sind nur, ach ein schwacher Ersatz für obige Unvollkommenheit der menschlichen Natur.

Sophie. Nun dann, vielleicht benutze ich nächstens die Gelegenheit, die Stadt und diese Portraits zu sehen. Sie können dann meinen Gemahl damit bekannt machen.

Felsenberg. So ist es denn wahr, mein Fräulein, daß Sie, oder vielmehr Ihr Herr Vater —

Sophie. Nicht anders, und einen Gemahl hat er mir ausgesucht, welcher der bändereichsten Encyklopädie Trotz bietet. — Sie kennen ihn vielleicht, er heißt Birkheim.

Felsenberg. Wie, dieser Mensch Ihr Gemahl?

Sophie. Hat mein Vater nicht herrlich gewählt? Ich werde von der ganzen Stadt beneidet werden.

Felsenberg. Das heißt, Bedaurung verdienen.

Sophie. Wahrlich, mein — Bräutigam hat viel Talent zu einem lyrischen Dichter, wenigstens die Dehors dazu. Er hat viel Phantasie, und mittelst derselben geht er, wie ein Hund mit seiner Nase den Ideen nach, geräth, er weiß nicht wohin, kommt, er weiß nicht woher.

Felsenberg. Wollen Sie sich denn aufopfern? Sich in ein gewisses Elend stürzen? Dich, ich bitte Sie,

bedenken Sie nur das Eine, so ist Ihr künftiger Gemahl ein Staatskleid.

Sophie. Ich habe meine ganze Einbildungskraft angestrengt, um mir ein Bild davon zu entwerfen.

Felsenberg. Und doch ist nichts leichter. Er wird Sie als den Stoff ansehen, an welchem er sich äußern kann. Er wird über irgend etwas, das Sie gethan, so lange sprechen, bis Sie irgend etwas anders thun, und ihm dadurch neuen Stoff geben. Er wird Sie als sein Evangelienbuch betrachten, aus dem er die Texte seiner Predigt wählt.

Sophie. Erklären Sie mir nur das Eine, warum ist dieser unerträgliche Mensch überall als Mensch von Verstande bekannt?

Felsenberg. Das hat zweierlei Ursachen. Die erste ist die unbegrenzte Gutmüthigkeit der Menschen, welche einen rauschenden Fluß immer für tief halten, obgleich ein sehr triviales Sprichwort sie vom Gegentheil belehren könnte.

Sophie. Und die zweite.

Felsenberg. Weil er wirklich Verstand hat.

Sophie. Das ist in der That sehr paradox.

Felsenberg. Gar nicht. Nur hat er ihn wie der

Kasten das Geld, sich selbst unbewußt und nutzlos. Er ist wie Gold und Silber in den Tressen, nicht gediegen, ehe die fremdartigen Theile durch Feuer geschieden sind.

Sophie. Das ist wohl bei den meisten Menschen der Fall. Ueberhaupt besteht vielleicht der Verstand aus einer Menge Läppchen, welche der Mensch mit unermüdeter Sorgfalt zusammenstickt, — man muß froh sein, wenn daraus eine bunte Harlequinsjacke wird.

Felsenberg. Auch ist noch etwas Schlimmes bei Birkheim.

Sophie. Und was?

Felsenberg. Alles was er von Verstand hat, ist wie die auf dem Wasser schwimmenden Pflanzen, es hat keine Wurzeln im innern Menschen geschlagen.

Sophie. Und um im Bilde zu bleiben, seine Seele ist ein stehender See mit Entengrün bedeckt, man nimmt ihm nur etwas Fremdartiges, wenn man seine Ideen abschöpft, und das Eigenthümliche, Bleibende ist — ein ungenießbares Wasser.

Felsenberg. Hat er einige fremdartige Ideen erhascht, so combinirt er die Zeichen derselben, anders und anders im Kopfe, und gebiert so Ideen, denen man innere Wahrheit nicht absprechen kann, welche aber keine Wirk-

lichkeit haben, und so ist er in gewisser Rücksicht ein Blatt mit bedeutungslosen Charakteren beschrieben.

Sophie. Richtig, und er würde sich sehr wundern, wenn er plötzlich die Ideen und Gefühle zu den Zeichen bekäme, welche er im Kopfe hat; denn er hat bis jetzt die Welt betrachtet, wie ein Professor der Moral Tugenden und Laster; nicht um sie zu erwerben oder zu verabscheuen, sondern um sie im Compendio anzustellen.

Felsenberg. Aber Fräulein, machen wir es nicht Alle so? Sind Kummer, Gram, Schmerzen, Liebe, Haß, Armuth, Eifersucht, sind sie für die meisten Menschen wohl etwas anders als Rechenpfennige — unausgefüllte Rubriken — leere Titel? Nur die harte Zeit schreibt mit eisernem Finger die Bedeutung oft nur eines einzigen dieser Worte in unser Herz, und heilt dann oft nie die Wunde wieder. — O mein Fräulein, wenn diese Verbindung, welche Sie zu schließen gesonnen sind, wenn sie Sie mit der Bedeutung des Wortes: Mißvergnügte Ehe bekannt macht.

Sophie. Sie haben Recht; und obgleich noch heute mein Bräutigam ankommt, so will ich doch mehrere Mittel versuchen, mich dieses Menschen zu entledigen. Ich denke, es soll nicht fehlschlagen; allein, Sie müssen mich unterstützen.

Felsenberg. Mit Vergnügen.

Charlotte (kommt).

Charlotte. Dein Bräutigam. — Wo ist Dein Vater? — Ihre Dienerin.

Felsenberg. Dort in seinem Zimmer. — Er hat wichtige Geschäfte.

(Sophie öffnet das Zimmer, Lichtenstein auf einem Lehnstuhl schlafend.)

Sophie. Sehen Sie sein wichtigstes.

Charlotte. Herr von Lichtenstein! Ihr Schwiegersohn — hören Sie nicht?

Lichtenstein. Nun ja doch — ah gehorsamer Diener — ich komme, ich komme. (Ab.)

Sophie. Gehen Sie, und Du mit mir, um Alles zu verabreden. (Sie gehen.)

Lichtenstein und Birkheim (treten auf.)

Lichtenstein. Also wie gesagt, an zwei Kleinigkeiten stößt sich die ganze Sache, erstlich, daß das Mädchen Ihnen gefällt, und daran zweifle ich nicht — und zweitens, daß Sie dem Mädchen gefallen, und daran zweifle ich auch nicht.

Birkheim. Wenn aber, gegen alles Vermuthen —

Lichtenstein. Ist nicht möglich — also Herr Sohn — Apropos, haben Sie den schriftlichen Contract bei sich, wodurch Sie mir versprechen, Zeitlebens hier auf diesem Gute bei mir zu bleiben, mir die Wirthschaft führen zu helfen, und mich in meinen weitläuftigen Geschäften zu unterstützen?

Birkheim. Hier ist er. Wenn es gefällig wäre zu unterschreiben.

Lichtenstein. Ei, ei, Herr Sohn — wir sind ehrliche Leute — eine Ehe ist ja kein Kauf. Ei, ei! Nun hernach davon. — Der Stempelbogen wird doch auch nicht zu theuer und nicht zu geringe sein? — Auch davon nachher. — Haben Sie gut Reisewetter gehabt?

Birkheim. Sehr schönes, Herr Vater. Ich fuhr vorgestern gegen Abend von meinem Gute aus; der Mond schien hell; und der reine Himmel versprach eine prächtige Sommernacht. Zwar standen im Morgen einige kleine Wolken, welche ich an ihrer ründlichen Form für elektrische erkannte; allein ich glaubte doch nicht, daß irgend ein Gewitter oder Regen, mich treffen könne. Allein ich sah mich betrogen, es näherte sich ein starkes Gewitter. Ich fürchte mich ein wenig vor dem Gewitter, nicht als wär' ich wegen meines Lebens besorgt, oder von Natur

furchtsam; nein, es ist bei mir Instinkt, ich kann kein Gewitter, wie mancher keine Katzen oder Käse leiden. Sehr natürlich war's daher, daß ich an die große Wohlthat dachte, welche Franklin dem menschlichen Geschlechte durch seine Erfindung erwiesen hat.

Lichtenstein. Und was ist dies für eine, Herr Sohn?

Birkheim. Die Gewitterableiter, Herr Vater, Franklin entdeckte nämlich, daß die elektrische Materie und die Gewittermaterie einerlei wären; und da jene durch Metalldraht konnte abgeleitet werden, so schloß er a minori ad majus, daß es die elektrische Materie auch könne. Allein es entstand eine zweite Frage: Ob man nämlich die Gewitterableiter mit einem Knopfe oder einer Spitze versehen müsse. Der bekannte Wilson stellte darüber manche nicht unbedeutende Versuche an. Mit dieser Elektricität aber muß man die sogenannte thierische nicht verwechseln, durch welche Galvani sich einen Namen in der gelehrten Republik gemacht hat, und welche große Aufschlüsse in der Naturgeschichte verspricht. — Ueberhaupt ist unser Jahrhundert das der Revolutionen, überall regt es sich und hämmert in den Köpfen, und wir werden Wunder erblicken, wenn es durchbricht. Welch ein Licht hat z. B.

nur der einzige Kant angezündet, — er ist Professor der Philosophie in Königsberg in Preußen. Dieser Mann bestätigt übrigens die Wahrheit, welche Herr Hufeland in seinem vortrefflichen Buche: Die Kunst lange zu leben, aufgestellt hat, daß Dichter und Philosophen eine sehr hohe Stufe des menschlichen Lebens erreichen können. — Aber ist Ihnen nicht wohl? Sie lassen den Kopf so sinken.

Lichtenstein. Sehr wohl, Herr Sohn, sehr wohl. Aber sehen Sie, die Geschäfte — Vormittags Arbeit, Nachmittags Arbeit, bei Nacht keinen Schlaf — man wird müde. — Ich war eben in einem sehr verwickelten Geschäfte begriffen, als Sie kamen. Aber fahren Sie nur fort. Wenn Sie in einer offenen Chaise gefahren sind, so müssen Sie bis auf die Haut durchnäßt sein.

Birkheim. So ist es, Herr Vater, und ich besorgte einen Rheumatismus. Denn Sie wissen vielleicht, daß auf unsrer Haut eine Menge kleiner Löcher, Schweißlöcher, oder Poren genannt, befindlich sind. Durch diese dünstet nun der Mensch immerfort, oft ganz unmerklich aus. Wenn diese nun verstopft werden, und dies geschieht durch die Kälte, so wird die Ausdünstung gehemmt, und diese Materie kann nach Befinden der Umstände allerlei

Krankheiten veranlassen; Husten z. B., wenn sich die Materie auf die Brust wirft; Schnupfen, wenn die wäßrigten Feuchtigkeiten in den Drüsen der Schneider'schen Haut stocken; Rheumatismus, wenn dies in den flei=schichten und sehnigten Theilen überhaupt geschieht. In=dessen da ich einen warmen Mantel hatte, und einer geliebten Braut entgegenreiste, nahm ich es so genau nicht. Im Gegentheil fielen mir manche merkwürdige Ideen über das Heirathen und die Ceremonien dabei ein. Ich dachte an die Römer, deren sämmtliche Hochzeitsgebräuche eine entfernte Beziehung auf den Sabbinerraub haben; an die Griechen, an die Athenienser und Lacedämonier, welche Letzteren, wie bekannt, ihre meisten Gebräuche aus Creta erhalten haben, z. B. die Phiditien, oder Syssitien, das heißt die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, wobei die schwarze Suppe sehr merkwürdig ist. Für das beste Gewürz der=selben aber hielten sie nicht Zimmet, oder so etwas, son=dern Wettlaufen, Schwimmen durch den Eurotas, den bekannten Fluß bei Sparta. — — Aber was ist das? Wahrhaftig, mein Vater schläft — das ist doch, wenig gesagt, etwas sehr unhöflich. — Indessen, was thue ich jetzt? — Ja, ich könnte meine Braut besuchen, welche ich noch nicht gesehen habe. — Wenn ich nur wüßte,

wo ich sie finden sollte. — Mir wird die Zeit lang. — Ach da kommt Jemand, bei dem kann ich mich erkundigen.

Felsenberg (kommt).

Felsenberg. Ei sieh da! Herr von Birkheim! wie treffen wir uns hier?

Birkheim. Ich will die Tochter vom Hause heirathen, deßwegen bin ich hierher gekommen.

Felsenberg. Ich habe die Ehre, durch diese Verbindung in Ihre Verwandtschaft zu gerathen, ich bin Vetter Ihrer Braut.

Birkheim. Ich bin sehr erfreut darüber, denn —

Felsenberg. Kennen Sie Ihre Braut?

Birkheim. O ja. Ein gutes, stilles, liebes Geschöpf und —

Felsenberg. Nun, gut und lieb mag sie sein — aber still wahrhaftig nicht.

Birkheim. Wie so? Ich habe diese Eigenschaft immer an ihr bemerkt und geschätzt.

Felsenberg. Sie haben sich getäuscht. — Denn mein Herr, um Sie mit der allerfurchtbarsten Tugend Ihrer Braut und einer Frau bekannt zu machen — sie hat Witz.

Birkheim. Ei das ist ja artig; denn da der Witz die Fähigkeit ist —

Felsenberg. Artig? O lieber Freund, wissen Sie denn nicht, daß es kein furchtbareres Laster einer Frau giebt, als diese Tugend, dieser Vorzug ist?

Birkheim. Wie so? Ich habe mir immer gedacht, da der Witz die Fähigkeit ist —

Felsenberg. Bedenken Sie nur, daß wahrscheinlich Xantippe, das Urbild aller bösen Frauen —

Birkheim. Halten Sie die Xantippe für eine böse Frau, das ist ein Irrthum, mein Freund, denn —

Felsenberg. Erlauben Sie mir, Ihnen in ein Paar Worten zu zeigen, was es heiße, eine witzige Frau heirathen. — Erlauben Sie. — Keine Ehe kann glücklich sein, in welcher die Frau den Mann nicht verehrt; und sich deßwegen ihm unterwirft.

Birkheim. Das gebe ich zu.

Felsenberg. Wir wollen es voraussetzen. — Nun bedenken Sie, daß Witz der geschworene Feind aller Solidität, der geborne Freund aller Weltleute ist; daß der Witz auf dem Felde der Solidität, wie Husaren auf einem feindlichen Acker, raubt und plündert; und nun sagen Sie, mein Herr, Sie der Sie so Solidität lieben

und ehren, wie würden Sie sich bei einer solchen Frau befinden?

Birkheim. Freilich! wohl nicht sehr gut.

Felsenberg. Glauben Sie, daß Sie nur ein Wort würden aufbringen können, ohne daß ein witziger Einfall Ihren ernsthaftesten Satz in die allerlächerlichste Behauptung verkehrte. Doch ich bin ein Thor, ich spreche gegen meine Familie, bin unbescheiden, und überdies kommt hier das Fräulein selbst.

Birkheim. Wer ist bei ihr?

Felsenberg. Fräulein von Berger, eine Freundin von ihr, der sie, wie mir, von ihrem Witze mitgetheilt hat. Wir Drei, kommen wir einmal in's Witzeln, können uns nicht halten — wir beleidigen Freund und Feind.

Sophie und Charlotte (kommen).

Birkheim. Meine beste Braut, ich werfe mich zu Ihren Füßen.

Sophie. Mein lieber Bräutigam, es ist schön, daß Sie gekommen sind.

Charlotte. Wir haben Sie recht mit Sehnsucht erwartet.

Birkheim. Erlauben Sie, daß ich Ihnen Ihre Hand küsse, Ihnen meine Ehrfurcht bezeigen darf.

Sophie. Das letzte haben Sie nicht nöthig; ich hasse nichts so sehr, als die Ehrfurcht.

Felsenberg. Hören Sie wohl. — Mein Fräulein, Sie sagen da einen paradoxen Satz.

Sophie. Warum lieber Vetter. Wie könnte ich Ehrfurcht verlangen, da nichts in der Welt ist, vor dem ich Ehrfurcht habe.

Birkheim. Wenn ich ein Wort mitsprechen dürfte, mein gnädiges Fräulein, so wollte ich Ihnen wohl Dinge nennen, vor denen Sie Ehrfurcht haben müssen, weil Sie ein vernünftiges Wesen sind.

Charlotte. Auf das Letzte wollen wir Alle gleich resigniren, um nur der fatalen Ehrfurcht los zu werden.

Birkheim. Erlauben Sie, Sie können nicht auf diesen Vorzug resigniren, auf dieses Wesen der Menschheit, weil Sie sonst aufhören —

Sophie. Schon gut. Ich will es mir also gefallen lassen, vernünftig zu sein. Nun aber auch geschwind das Ding, vor dem ich Ehrfurcht haben soll.

Birkheim. Sie wollen es sich nur gefallen lassen? Erlauben Sie, Sie müssen es sich gefallen lassen — —

Sophie. Schon gut; ich will, weil ich muß; und muß, weil ich will. Aber das Ding, vor dem ich Ehrfurcht haben soll?

Birkheim. Was sagen Sie von der Philosophie? — Wie, Sie lachen Alle? wissen Sie nicht, daß dies die erste höchste Wissenschaft ist?

Sophie. Ich achte sie nicht.

Charlotte. Ich mag sie nicht leiden.

Felsenberg. Sie ekelt mich an.

Birkheim. Schon gut. Aber das ist keine Widerlegung meines Satzes. Warum mißfällt sie Ihnen.

Sophie. Weil Sie mich ennuyirt.

Charlotte. Weil sie so dunkel ist.

Felsenberg. Weil sie mich bornirt.

Birkheim. Ich gebe dies von der alten zu. Aber die neue, die Kantische Philosophie, welche eben seit zehn Jahren erfunden ist.

Felsenberg. Da ist sie viel zu alt.

Charlotte. Da ist sie ein abgebrauchtes bon mot.

Sophie. Dann hat sie ihren Witwensitz schon auf den Cathedern genommen.

Charlotte. Und lebt dort mit den Professorspäßen in Gesellschaft.

Sophie. Sie altert von Tage zu Tage.

Charlotte. In feine Gesellschaft kommt sie gar nicht mehr.

Felsenberg. Höchstens macht sie von Universitäten aus eine Reise über Land, und kehrt bei den Dorfpredigern ein.

Sophie. Welche ihre Hefte bei der Gelegenheit studiren, daß sie den Fidibus daraus machen.

Birkheim. Ich erstaune. — Aber mein Fräulein, erlauben Sie mir nur ein Wörtchen.

Charlotte. Ich will lieber drei Tage lang Predigten lesen, als eine Stunde von der Philosophie hören.

Sophie. Ich eben so lange die Natur bewundern.

Felsenberg. Ich eben so lange Ihre Gesellschaft entbehren.

Birkheim. Mein Fräulein, Sie sind zu lebhaft.

Sophie. Das bin ich aus Trägheit, weil ich mich bei einer geschwinden Unterhaltung nicht lange zu besinnen brauche.

Charlotte. Sie ist es aus Eitelkeit, weil eine Gegend, durch welche man schnell fährt, schöner zu sein scheint.

Felsenberg. Sie thut es jetzt aus Bosheit, weil

sie Sie aus dem Concept bringen will. — Haben Sie noch etwas, vor dem wir Ehrfurcht haben sollen?

Charlotte. Wissen Sie noch etwas Höheres, als Philosophie?

Sophie. Die so niedrig ist, daß der Witz mit zusammengehaltenen Füßen darüber springt.

Birkheim. Nun, ich will annehmen, ich sei widerlegt. Was urtheilen Sie von dem Verstande?

Charlotte. Den Verstand — den veracht' ich.

Birkheim. Und warum?

Felsenberg. Er bettelt stets von den Sinnen; und zahlen ihm diese nicht täglich, so wird er bankerott.

Sophie. Er giebt nur negative Eigenschaften.

Charlotte. Und widerspricht zu oft.

Felsenberg. Selbst nach Kant geht er nur auf zwölf Beinen.

Sophie. Und doch sind die Beine das Beste an ihm; sein Verstand taugt gar nichts.

Birkheim. Welch ein Unsinn.

Charlotte. Oft weiß er vor langer Weile nicht, was er anfangen soll.

Sophie. Dann baut er Häuser aus elenden Backsteinen.

Felsenberg. Und überschreibt sie Systeme.

Charlotte. Und Dummköpfe bemächtigen sich einiger Ziegel, und stolziren damit in den besten Gesellschaften.

Sophie. Und glauben, man werde närrisch genug sein, aus dieser Probe das ganze Haus zu beurtheilen.

Birkheim. Mich fängt nachgerade an zu schwindeln. — Aber noch eins, was dünkt Ihnen von der Tugend?

Charlotte. Sie ist ein falscher Paß, um durch die Welt zu kommen.

Sophie. Sie ist die Trommel eines Marktschreiers, um den Pöbel zu versammeln.

Felsenberg. Sie ist die Metaphysik der Bequemlichkeit.

Charlotte. Sie ist ein Springstock, um damit in ein einträgliches Amt hineinzusetzen.

Felsenberg. Sie ist ein Gewehr, durch welches man schmackhafte Braten schießen kann.

Sophie. Sie schmückt den Galgen aus; so daß man unter ihm, wie durch eine Ehrenpforte wegziehen kann.

Birkheim. Hören Sie mich, Fräulein, ich bitte, hören Sie mich — haben Sie denn in der That vor nichts Ehrfurcht in der Welt, als vor dem Witz?

Charlotte. Der Witz ist nichts als ein Schmetterling, bei dem der bunte Flügelstaub das Beste ist.

Felsenberg. Ein Regenbogen, welcher ohne Sonne nicht existiren kann.

Sophie. Ein Thautropfen in der Sonne, welchen nur die Einfalt für Perlen hält.

Charlotte. Ein kläglicher Behelf der Eitelkeit, wenn sie Unrecht hat.

Felsenberg. Ein Instinct, der zwar bewundernswürdig ist, sofern er existirt; aber doch so etwas Besonderes nicht ist.

Charlotte. Witz ist für die Bosheit ein Hund, um unschuldiges Wild zu hetzen.

Felsenberg. Für die Unbesonnenheit Spielkarten, um Glück und Vermögen zu verlieren.

Sophie. Für die Eitelkeit papierne Manchetten, welche feiner als Spitzen aussehen, welche man aber nur einmal tragen kann.

Birkheim. O Himmel, sagen Sie mir nur, was in aller Welt schätzen Sie denn?

Sophie. Nur mich selbst, weil ich alles Andere verachte.

Felsenberg. Das thue ich auch.

Charlotte. Auch ich — und darum ist ein Vierter überflüssig.

Sophie. Oder er müßte uns ähnlich werden.

Birkheim. Wehe mir, in welch' ein Haus bin ich gekommen. — Ein Haus, in dem man Verstand, Philosophie, Tugend verachtet, ja selbst das, was der einzige Vorzug desselben ist — Witz. — Wie mögen Sie erst von mir denken.

Charlotte. Ich halte Sie für verständig.

Sophie. Für tugendschaft.

Felsenberg. Für einen Philosophen.

Birkheim. Schon gut — schon gut. Ich verstehe. — Ich habe schon lange verstanden; und werde Ihrem Wunsche gemäß gehen. — Ich mit Ihnen leben! immerfort in Ihrer und Ihrer Freundin und Ihres Vetters Gesellschaft — nimmermehr. — Und dann, Ihr Herr Vater, der so höflich ist, bei dem ersten Besuche, welchen ich ihm mache, zu schlafen; albern genug, nicht auf das zu hören, was ich sage.

Felsenberg. Mein Herr, lästern Sie meinen Onkel, in dessen Hause Sie sind?

Sophie. Sie vergessen, daß es mein Vater ist.

Charlotte. Ein ehrwürdiger Mann, dem nach seinen vielen Geschäften die Ruhe zu gönnen ist.

Birkheim. Geschäfte! Ja, ich weiß, daß er ewig davon schwatzt; und nie etwas thut.

Felsenberg. Herr Onkel, Herr Onkel, erwachen Sie, und hören, was Ihr Herr Sohn von Ihnen sagt.

Sophie. Sie hätten keine Geschäfte.

Charlotte. Sie schliefen beständig.

Felsenberg. Sie hätten keine Sitten.

Lichtenstein. Wie! Ich hätte keine Geschäfte?

Felsenberg. Die dringendsten.

Lichtenstein. Ich schliefe beständig?

Charlotte. Fast niemals.

Lichtenstein. Ich hätte keine Sitten.

Sophie. Sie beleidigen Niemand.

Felsenberg. Wie gefällt Ihnen Ihr künftiger Sohn?

Lichtenstein. Zum Henker mit ihm. — Glauben Sie, Herr von Birkheim, ich sei ein verschlafener Müßiggänger? Habe ich Ihnen nicht ausdrücklich gesagt, daß eben meiner vielen Geschäfte wegen, ich mir Sie zum Schwiegersohn wünschte? Sie sollten mir assistiren! — Aber auf diese Weise muß ich meine Meinung ändern.

Birkheim. Die meinige habe ich schon geändert. Ich gehe. Hier ist der Contract, noch nicht unterschrieben. Gott sei gedankt. Aber Sie werden mich vermissen, ich habe es gut gemeint. (Ab.)

Sophie. Vermissen? Ja, wie der Feuerstein den Stahl.

Charlotte. Wenn wir uns nicht bei Gelegenheit zanken, so wird uns der Witz ganz ausgehen.

Felsenberg. Ich werde recht oft hierher kommen, um mich dazu zu begeistern.

Lichtenstein. Da liegt nun der liebe Contract. Es war doch zu übereilt von mir! — Wer wird mich nun in meinen Geschäften unterstützen.

Felsenberg. Das will ich thun. O lieber Onkel, ich bitte Sie, geben Sie mir die Hand Ihrer Tochter, da ich Ihr Herz schon besitze. Ich entdeckte ihr vorhin meine Liebe, und sie nahm sie gütig auf. Zudem bin ich reich — ich wollte es Ihnen schon vorher sagen, aber Sie unterbrachen mich; ein weitläuftiger Anverwandter ist gestorben, ich bin sein einziger Erbe, dies Vermögen ersetzt mir doppelt, was ich im Wagner'schen Bankerott verloren.

Charlotte. Thun Sie es immer. Denn auf diese Art rechtfertigen Sie sich auch in den Augen der Welt.

Birkheim wird die schändlichsten Verläumdungen von Ihnen ausstreuen, und wird behaupten, daß er diese Parthie aufgegeben haben. Sie werden nicht widersprechen können, keinen Stellvertreter habe. Ist aber Felsenberg Ihr Schwiegersohn, so sagt man: Sie hätten ihm den Abschied gegeben, ein Vorgeben, dem Jedermann glauben wird.

Lichtenstein. Sie haben ganz Recht, Fräulein! — Nun, Tochter, was sagst Du zu Felsenberg?

Sophie. Je nun, mein Herz redet ihm das Wort.

Charlotte. Nun laß denn Deine Hand das Wort Deines Herzens bestätigen.

Sophie. Hier, Felsenberg. — Aber wir sind Beide sehr witzig; wir waren amüsante Freunde, werden wir auch verträgliche Eheleute werden?

Charlotte. Vielleicht macht Euch der Ehestand kälter, solider, prosaischer, und Eure Kinder spielen dann vielleicht mit Euch Comödie, wie Ihr heute mit Birkheim spieltet.

Die neue Donna Diana.

Das Landgut des Grafen Maienthal lag in einer sehr angenehmen Gegend des südlichen Deutschlands. Hier durchlebte er im Sommer in Gesellschaft seiner einzigen Tochter seine Tage, im Winter genoß er mit ihr die Freuden der nahgelegenen Residenz, bis mit der ersten Frühlingssonne er wieder auf sein Gut zurückeilte, wo die schöne Natur ihn weit mehr anzog und fesselte, als alle geräuschvollen Freuden der Stadt. So verfloß ein Jahr nach dem andern im angenehmen Wechsel. Sein einziges Kind, seine Julie, war in ihr achtzehntes Jahr getreten, und da der Vater sein herannahendes Alter fühlte, so entstand bei ihm der Wunsch, sein Kind bald und glücklich verheirathet zu sehen. Allein, so oft er Julien diesen Wunsch merken ließ, schlug sie die Augen bescheiden nieder; und wenn er fragte: ob denn nicht einer von den jungen Männern ihrer Bekanntschaft einen vortheilhaften Eindruck auf ihr Herz gemacht, so versicherte sie mit einem zärtlichen Handkusse, sie kenne keinen Mann, bei dem sie

lieber sei, als bei ihrem Vater, Verheirathung sei Trennung von ihm, und die könne sie und werde er nicht wünschen. So wenig Eindruck indeß die Männer auf Juliens Herz machten, so viel Eindruck machte sie auf das Herz der Männer. Julie war ein reizendes Geschöpf von vorzüglichem und feinem Verstande, und ungeachtet sie auch eine Menge Grillen und Sonderbarkeiten besaß, so gaben selbst diese ihr einen Reiz mehr, besonders in den Augen gewisser Männer, welche gewisse Sonderbarkeiten in einem weiblichen Charakter gern sehen, und behaupten, daß durch solche Unregelmäßigkeit und Abweichungen von der gewöhnlichen Denkart ein Weib weit interessanter werde, als die, welche in die Form der Convenienz gegossen sind. Diese Sonderbarkeiten rührten von ihrer frühesten Erziehung durch ihre Mutter her. Der Vater stand ehemals in den Militärdiensten des Landesfürsten; die häufigen Geschäfte, welche mit seinem hohen Posten verbunden waren, seine Vorliebe für die Kriegsdienste machten, daß er in den ersten vierzehn Jahren Juliens gar keine Aufmerksamkeit auf ihre Erziehung wenden konnte. Die Mutter, welche es recht gut meinte, bildete, ohne daß sie es wußte und wollte, ihre Tochter zu einer wahren Romanheldin. Sie ging bei ihrer Erziehung

von dem richtigen Grundsatze aus, daß die Tugend weit leichter durch Beispiele, als durch Lehren erlernt werden könnte, und stellte deßwegen die Clarisse, die Henriette, Biron, und wie die Tugendheldinnen alle weiter heißen, ihrer Tochter als Ideale auf, nach denen sie sich bilden müßte. Julie hatte kaum die Fibel aus der Hand gelegt, als sie in diese Tugendspiegel sehen mußte, und was Wunder, daß sich durch diese Lectüre nach und nach ein Ideal weiblicher Sittsamkeit in ihrem Kopfe bildete, mit dem sie sich in der Welt ganz gewiß lächerlich gemacht haben würde, wenn nicht zum Glücke die Mutter gestorben wäre. Juliens Vater forderte darauf seinen Abschied, und erhielt ihn mit einer ansehnlichen Pension, die Tochter mußte nun mehr in die Welt treten, als bisher, und da konnte es dem sonst sehr gesunden Verstande Juliens nicht entgehen, daß der Grandisons wohl nicht viel zu finden sein dürften, und daß sie ihre Forderungen mächtig herunterstimmen müßte, oder sie wenigstens nicht laut werden lassen dürfte, ohne sich unausbleiblich lächerlich zu machen. Aber bei alledem hatte sie für die männlichen Vollkommenheiten einen ganz andern Maßstab, als andere junge Damen. Ein Liebhaber, welcher das Herz seiner Geliebten durch Fröhlichkeit und Laune, oder gar

Witz erobern will, war ihr unausstehlich. Sie betrachtete ihr Herz zwar als eine Festung, welche sie einmal einem Liebhaber übergeben wolle, allein nicht anders, als nach einer förmlichen Blokade von einigen Jahren. Erst mußte ihr Liebhaber schmachten, dann leise und vorsichtig sich nahen, mit Feinheit und Blödigkeit seine Liebe erklären, nachdem er durch einige Dutzend, nicht blos guter, sondern edler Handlungen, seine Rechte documentirt hatte. Unter den jungen Edelleuten ihrer Bekanntschaft war nun leider kein Einziger, welcher sich diesem Ideale nur von ferne genähert hätte. Zwar waren eine ganze Menge wohlgebauter junger Leute, von vielem Verstande und sehr bravem Herzen unter den Bekannten des Grafen, aber sie hatten Alle etwas im Charakter, was Julien höchst mißfiel, und dies bestand in einer bewundernswürdigen Geschmeidigkeit des Umgangs, in muthwilligem Witze, und in einer großen Galanterie. Die gute Julie konnte nicht begreifen, wie diese jungen Herren mit diesen Eigenschaften ein so ausgezeichnetes Glück in den weiblichen Zirkeln machen konnten. Geschmeidigkeit im Umgange, dachte sie oft bei sich, o wie nahe gränzt dies an Hintergehen, muthwilliger Witz, wie nahe an Verleumdung, Galanterie und Schmeichelei, wie nahe an Zudringlichkeit. Sie fing an, sowohl die

Damen, als Herren im Stillen zu verachten, und was sehr natürlich damit zusammenhängt, sich selbst recht groß und erhaben zu fühlen. Ihre Lectüre ging indeß auf eine andere Classe von Büchern über. Es entstanden auf einmal eine Menge Leute, welche an die Stelle der Convenienz die Natur setzten, und zu dem Ende eine Menge Vorurtheile kräftig bestritten. Man errichtete Treibhäuser für die menschlichen Fähigkeiten, in welchen junge Leute in unglaublich kurzer Zeit dergestalt gebildet wurden, daß sie an Kenntnissen alle Menschen, ihre Erzieher ausgenommen, übertrafen. Andere trugen die Gleichheit in diesen Erziehungsanstalten auf den ganzen Staat über, und bekämpften das Vorurtheil des Adels, predigten die Gleichheit der Menschen, und bewiesen durch klägliche Geschichten, daß eine Baronesse, wenn sie sich in ihren Hofmeister verliebt, nichts Vernünftigeres thun könne, als ihn heirathen. Salzmann setzte das menschliche Elend in das helleste Licht, und Kotzebue erfand das untrüglichste Mittel, eine glückliche Ehe zu führen, indem er den betrogenen Meinau als einen Narren darstellt, der endlich zur Vernunft zurückkehrt, und sein untreues Weib wieder aufnimmt. Nun waren zwar eine Menge von diesen Büchern gar nicht nach Juliens Geschmack, denn Vieles paßte nicht in ihr

System, und die unschuldige Eulalia Meinau würde, wenn unsere Heldin Gericht über sie gehalten hätte, schwerlich so gelinde gerichtet worden sein, als es ihr Ehemann thut. Aber desto begieriger las sie Alles, was gegen den Adel geschrieben wurde, und sie fing nach und nach an, einen Vorzug zu verachten, den sie blos ihrer Geburt schuldig war. Das Kind bemerkte nicht, daß die Eitelkeit im Hintergrunde stehe, daß sie diese Idee darum so gern verfolge, weil sie mit Leuten umgeben war, welche diesen Vorzug mit ihr theilten und ihr verhaßt waren; sie glaubte nicht, daß blos Sucht nach Auszeichnung sie antreibe, unter ihrem Stand zu bleiben, damit die, denen sie sich dadurch gleich stellte, dadurch angetrieben werden möchten, sie über alles Andere zu erheben. Für Ideen dieser Art war der Zirkel, in welchem sie lebte, keineswegs gestimmt, und da sie einige Mal etwas davon laut werden ließ, und die Damen darüber spöttelten, die Herren sie dagegen eine kleine Schwärmerin nannten; so war sie intolerant genug, diese zu verachten, den Umgang mit ihnen als ein nothwendiges Uebel anzusehen, und ihre bessern Ideen in sich zu verschließen.

Der Vater schüttelte oft den Kopf zu den Behauptungen seiner Tochter, er konnte die Quelle des Uebels

gar nicht entdecken, denn er hatte nie an den Fortschritten der Litteratur, welche doch in unsern Tagen bewunderns-würdig sind, und von deren Einfluß auf junge Mädchen er sich gar nichts träumen ließ, Antheil genommen. Das einzige Buch, was er las, war der Gellert, und vor-züglich liebte er, weil das Podagra ihn oft quälte, dessen Trostgründe bei einem siechen Leben; da aber seine Tochter sehr gesund war, er ihr also das Buch nicht füglich em-pfehlen konnte, und das Magazin für die Erfahrungs-seelenkunde mit dem vortrefflichen Artikel der Seelenheil-kunde in den dortigen Gegenden nicht bekannt war, so überließ er seine Tochter ihrer guten Natur, war aber aufmerksam auf eine Gelegenheit, ihr die närrischen Grillen zn vertreiben.

So verging noch ein Jahr. Der Graf C. fühlte Juliens Liebenswürdigkeit tief und beschloß, sie zu er-obern. Er bot seinen Witz, seine Laune, seine dichteri-schen Talente vergebens auf, er sparte die Geschenke an Juliens Kammerfrau nicht; aber vergeblich. Bei allem Zureden ihres Vaters blieb Julie kalt. „Aber, Julie! warum willst Du dem Manne Deine Hand versagen? Er ist reich, von altem Adel, ein wackerer Officier, ein schöner, liebenswürdiger Mann von dem besten Herzen."

„Ach, lieber Vater!“ sagte Julie, „ich war mit ihm in Gesellschaft, als es neulich brannte, statt zu Hülfe zu eilen, scherzte er und lachte über den sonderbaren Anzug der Löschenden.“

„Du bist eine Närrin,“ sagte der Vater, „was sollte er helfen? Jedoch thue, was Du willst.“

Julie gab ihm einen Korb. Der Baron S. hatte sich mit einem seiner Freunde beim Spiele veruneinigt, Jener hatte ihn gefordert, und der Baron sich mit ihm geschlagen. Er bewarb sich um Julien und erhielt einen Korb. Der Graf M. zeichnete sich durch Liebenswürdigkeiten des Körpers und des Geistes aus, aber er liebte das grausame Vergnügen der Jagd, er bewarb sich um Julien, und erhielt einen Korb.

Die elegantesten Männer der ganzen Residenz abzuweisen, ohne daß irgend eine ihrer Freundinnen einen hinreichenden Grund davon anzugeben wußte, war zu viel, als daß man nicht hätte auf die Vermuthung kommen sollen, daß schon ein anderer Glücklicherer dies spröde Herz erobert habe. Man forschte, man bestach die Bedienten, sie wußten nichts. „Nun, so ist sie eine Närrin,“ sagten die Damen.

„Aber, räumen Sie ein,“ sagte Graf Blumenthal, „eine sehr liebenswürdige.“

Graf Blumenthal fand diese Bemerkung durch sein eigen Herz bestätigt. Er liebte Julien längst, und war im Begriff, ihr seine Hand anzubieten, als jene drei Cavaliere in dem Zeitraume eines halben Jahres einen Korb erhielten. Dies machte ihn stutzig, er fürchtete, und nicht ohne Grund, auch ihm könne es so ergehen. Zwar hatte ihn bis jetzt Julie in allen Gesellschaften, in welchen sie mit ihm zusammengetroffen war, kaum bemerkt, denn er spielte den Gleichgültigen gegen sie, um sie desto besser beobachten zu können. Eine lange Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß, um das Herz eines Mädchens mit Sicherheit zu erobern, man es vorher genau kennen müsse, er erkundigte sich also in der Stille nach der Ursache der Abweisung jener Liebhaber, erfuhr sie von der Kammerjungfer der Gräfin, lächelte und bildete seinen Plan im Stillen.

„Aber, Julie!“ sagte der alte Graf zu seiner Tochter, „willst Du mir denn die Freude, Enkel zu sehen, schlechterdings verderben? Ich gehe in mein dreiundsechzigstes Jahr, drei redliche Männer hast Du abgewiesen, mache mir nicht den Verdruß und verschmähe den vierten.“

„Aber, lieber Vater!“ erwiederte Julie, „überzeugen Sie mich nur erst, daß die Männer wirklich Männer in der edlen Bedeutung des Wortes waren. Haben Sie denn nicht so oft die schaalen Galanterien gehört, mit welchen sie ein jedes Frauenzimmer, dem sie sich naheten, bestürmten? Alles dies war bei ihnen nur Phrase, auswendiggelernte Worte, welche sie geschickt der Gelegenheit, die sich darbot, anpaßten.“

„Aber sie liebten Dich doch.“

„Es ist wahr, dies sagten sie, und sie bekräftigten dies durch eine Menge von Worten, welche recht gut auf einen solchen Zustand paßten. Aber, wer steht mir dafür, daß dies nicht auch Phrasen waren, welche ihnen die Convenienz grade für diese Gelegenheit eingab? Ueberhaupt, theuerster Vater! ist noch nie die große Welt und ihre glänzenden Freuden mir so klein und armselig erschienen, als in diesem Winter. Alles um mich her ist geschminkt, und dem Auge, welches dies bemerkt, und dazu gehört nicht viel, bieten diese übertünchten Figuren einen eklen Anblick dar. Ich gestehe Ihnen, daß ich mit innigem Vergnügen an die Classe von Menschen mich schließen würde, welche wir tief unter uns glauben, an die bürgerliche. Denn bei ihr ist eigentlich Wissenschaft und

Cultur, und was noch mehr gilt, Herzensgüte und Biederkeit zu Hause, und gesetzt, ein Mann von bürgerlicher Herkunft sagte meinem Herzen zu, ich würde ihm wahrlich meinen adligen Rang mit Vergnügen aufopfern, und mein vorurtheilsfreier Vater würde mich dabei unterstützen."

Der alte Graf sah seine Tochter mit Erstaunen an, sie fuhr mit mehrerem Eifer fort. „Mit einem Worte, theuerster Vater! meine Lage hier ist mir unerträglich, Sie wünschen mich verheirathet, wohl, ich will Ihrem Wunsche nicht entgegen sein, aber ich fühle es, unter diesen Menschen finde ich den Mann nicht, welcher meinem Herzen entspricht. Alle die Seelen, welche mich hier umgeben, haben einerlei Physiognomie, alle sind in der Welt vergriffen, der Eine nur die wenig veränderte Copie des Andern. Also, theuerster Vater! senden Sie mich fort in die Einsamkeit zu meiner Tante, bei ihr auf dem Lande will ich unter den Edelleuten der Nachbarschaft mir einen Gatten suchen, und wenn ich ihn dort nicht finde, und Sie dennoch auf meine Vermählung bestehen, so will ich einem Bürgerlichen meine Hand reichen, wenn ich versichert bin, mit ihm glücklich zu sein."

Der Graf warf einen sehr zornigen Blick auf seine

Tochter, sie fuhr etwas furchtsam fort: „Versprechen Sie mir wenigstens, dem Vorschlage, mich zu meiner Tante zu senden, nachzudenken. Ich versichere Sie nochmals, ich muß fort von hier, ich verachte die Menschen, mit denen ich umgeben bin, zu tief, ich habe keine Freundin hier, denn der ganze weibliche Theil des hiesigen Adels ist ahnenstolz, eitel, medisant und kokett, und der männliche! — Nochmals, theuerster Vater! überlegen Sie meinen Vorschlag."

Ein Bedienter trat herein, eben als der Vater im Begriff war, zu antworten, und meldete den Grafen Blumenthal. Julie verließ das Zimmer, nachdem sie von ihrem Vater das Versprechen erhalten, daß er der Sache weiter nachdenken wolle.

„Herr Graf," sagte der junge Blumenthal, „ich komme zu Ihnen wegen einer Sache, welche mein Herz sehr nahe angeht, ich liebe Ihre Tochter, und was Sie sonderbar genug finden werden, ich wende mich in dieser Sache an den Vater."

Er setzte dem Grafen darauf sehr weitläuftig die Gründe seines Betragens aus einander, fragte ihn ganz dreist, aus welcher Ursache seine Tochter jene liebenswürdigen Cavaliere verschmäht, und nachdem er diese offen-

herzig erfahren, bat er ihn, seiner Tochter von seiner Liebe zu ihr nichts zu sagen, man müsse Alles von der Zeit hoffen.

„Von der Zeit? die wird Ihnen wenig Trost gewähren, Julie will fort, will zu ihrer Tante, einer alten Hofdame, der Frau von Geyerstein, welche keine andere Gesellschaft hat, als ein Dutzend Canarienvögel und einen Secretär.“

Der Graf erzählte darauf die ganze Unterredung, welche er so eben mit seiner Tochter gehabt, es kam zu neuen Erläuterungen, und endlich entfernte sich Blumenthal nach einer dreistündigen Unterredung.

„Mein Kind,“ redete der Graf am folgenden Tage seine Tochter an, „ich habe Deinen Vorschlag überlegt, wenn Du gewiß bist, daß keiner von allen jungen Männern jemals einen vortheilhaften Eindruck auf Dein Herz machen wird, wenn Du dies ganz gewiß weißt, dann kann ich mich Deiner Abreise zur Tante mit gutem Grunde nicht widersetzen, aber —“

„Ich danke Ihnen, mein guter Vater,“ fiel ihm Julie ein, „ich danke Ihnen, daß Sie mir meinen eifrigsten Wunsch gewährt haben.“

„Aber, mein Kind," fuhr der Vater fort, „wenn Du glaubst, daß Du dort unter vielen jungen Leuten wirst wählen können, so irrst Du Dich sehr. Deine Tante ist in die Siebenzig, eine wunderliche, alte Frau, auf ihrem Schlosse ist es öde, kein Mensch besucht sie. Ich dächte also, Du versuchtest es in diesem Sommer, und kämest auf den Winter wieder zu mir zurück. Wenigstens verspreche ich Dir nur Deine Entfernung für dies halbe Jahr."

Julie war mit diesem Vorschlage am Ende zufrieden, und reiste nach einer Woche ab. Ihre Tante kam ihr einige Meilen entgegen, erzählte ihr viel von der angenehmen Lage des Schlosses, ihrer Lebensart und von ihren Canarienvögeln. Julie hörte dies Alles stumm an, denn sie entwarf in Gedanken Pläne, wie sie künftig in der Einsamkeit leben wollte, nur von der schönen Natur und ihren Büchern umgeben. Sie kamen in das Schloß, ein junger, mehr als wohlgebildeter Mann empfing sie, er war schwarz, aber sehr nett gekleidet, und trug eine große schwarze Perrücke, welche ihm ein melancholisches Ansehen gab. „Ei, Herr Secretär," rief ihm die Tante zu, „sind Sie schon zurück?"

„Euer Hochgräfliche Gnaden allerunterthänigst aufzuwarten," erwiederte er schnarrend.

„Nun wohl, legen Sie mir nur die Rechnungen morgen vor."

„Liebe Nichte," sagte die Tante, als sie allein waren, „das ist der sonderbarste Mann, welchen ich noch bis jetzt habe kennen lernen. Seine Rechtschaffenheit ist unbegrenzt, und ich wollte ihm mein ganzes Vermögen auf Jahre anvertrauen, aber seine Meinungen sind so sonderbar, besonders aber seine Ideen vom weiblichen Geschlecht."

„Sie machen mich neugierig, Tante."

„Er ist ein Weiberfeind."

„O, er kennt gewiß die Damen in der Residenz, und da ist es ihm wahrhaftig nicht zu verdenken."

„Du hast es errathen. Er behauptet, es gäbe kein einziges Weib von festem Charakter."

„Und das sagt er Ihnen in die Augen, wahrlich das macht mir von seiner Galanterie nicht die besten Begriffe."

„Ich habe ihn so lange gequält, bis er mir seine Meinung sagen mußte. Stelle Dir vor, er war erstlich

Secretär bei der Baronesse C., verließ aber diesen Dienst, weil ihm die Tochter der Baronesse im Wege war."

„Wie so?"

„Er behauptet, jedes Mädchen unter dreißig Jahren sei eine Närrin."

„Der Herr Secretär ist selbst ein Narr!" erwiederte Julie hitzig.

„Nun, nun, Kind! fahre nur nicht so auf," sagte die Tante, „Dir wird er es nicht sagen, und mir kann er es sagen, denn ich bin ja in seinen Augen schon majorenn. Ich habe Dir dies Alles auch nur erzählt, damit Dir Manches nicht auffällt, was er vornimmt, denn er hat Dir seine Sonderbarkeiten und Grillen, wie ein junges Frauenzimmer. So hat er zum Beispiel mit mir ausgemacht, daß es ihm frei stehe, das Haus zu verlassen, wenn Du eine Dame wärst, wie sie in der Residenz gewöhnlich sind. Ich bewilligte dies sehr gern, weil ich wußte, wie vortheilhaft Du Dich von den dortigen Mädchen unterscheidest, und ich seinen sehr feinen Beobachtungsgeist kenne, der in Dir gleich das bessere Mädchen unterscheiden wird."

„Aber um's Himmelswillen, Tante, lassen Sie sich denn von dem Menschen tyrannisiren? Wie darf er es

wagen, Ihnen so etwas zu sagen? Ihnen solche Bedingungen zu machen?"

„O, er kennt sich, er weiß, wie viel er mir ist." Und nun fing die Tante eine lange Erzählung von der Treue und dem Diensteifer ihres Secretärs an, seine Wohlthätigkeit gegen Arme; seine Unerschrockenheit in Gefahren, welche er bei einigen Gelegenheiten gezeigt, ward dabei nicht vergessen. „Kurz," schloß sie, „es ist ein vortrefflicher Mann, seine Weiberfeindschaft ausgenommen."

„Sie machen mich neugierig, Tante, doch ich werde ihn ja wohl bei Tische kennen lernen?"

„Nein, mein Kind! sobald er hörte, daß Du ankommen würdest, bedang er sich aus, nicht mit mir zu essen; und ich bewilligte ihm dies gleich; indeß ich will auf ein Mittel denken."

„O es ist gar nicht nöthig, liebe Tante," rief Julie verdrüßlich, „in der That, man muß sich entweder über alle Wesen erhaben fühlen, oder das Bewußtsein haben, daß man gar keinen Werth habe, wenn man sich so beträgt."

„Nun, nun, mein Kind," sagte die Tante, „Du brauchst Dich ja darüber nicht zu ereifern, wir lassen den Narren gehn und nutzen seine guten Seiten."

Nach Tische zeigte die Tante Julien den Garten und die ganze Gegend um ihr Gut. Sie standen auf einem Hügel, auf welchem ein kleines Lusthaus stand, von dem aus man eine reizende Gegend übersah. Julie war von der schönen Aussicht entzückt. „Wie trefflich," sprach sie, „muß der Anblick der untergehenden Sonne von hier aus sein."

„Den wirst Du nicht oft genießen," sagte die Tante, „der Secretär hat diesen Platz zu seinem Lieblingsaufenthalt gemacht."

„Der fatale Secretär," erwiederte Julie sehr ärgerlich, „ich sehe schon, mit dem werde ich mich noch oft zanken."

„Das will ich mir denn doch verbitten," sagte die Tante, „er könnte mir den Dienst aufkündigen, und das wäre mir sehr unangenehm. Zudem, was thut es, wenn er hier ist: Du kannst vor ihm ganz ungestört hier sitzen, er wird Dich nicht anreden."

„Aber er wird mir vielleicht ausweichen, ich werde ihm seine Freude verderben, und das quält mich."

„Besorge nichts, Kind!" rief die Tante lachend, „Du bist ihm zu gleichgültig, als daß Du ihn geniren solltest."

„Unausstehlich!" rief die sanfte Julie, stampfte mit dem Fuße; und da sie den Secretär auf der andern Seite den Hügel hinaufgehen sah, so zog sie ihre Tante mit Gewalt am Arme weg. Diese, da sie Juliens Heftigkeit nicht widerstehen konnte, wollte ihr folgen: allein die Tante war alt, Julie riß sie am Arme fort, so heftig, daß sie den Secretär zu Hülfe rief.

„Kommen Sie doch, Herr Secretär, hier läuft man vor Ihnen."

„Vor mir?" erwiederte er.

„Ja, ja" erwiederte die Tante, „ich habe Julien Ihre Ideen über die Weiber mitgetheilt."

„Daß z. B. kein Weib von einem festen Charakter und kein Frauenzimmer unter dreißig recht bei Sinnen sei," sagte Julie.

„Wenn ich dies gesagt habe," erwiederte der Secretär mit der größten Kälte, „so habe ich der Frau Gräfin das Resultat meiner Beobachtungen unverholen vorgelegt. Sie, Gnädigste," indem er sich mit einer kalten Verbeugung gegen Julien wandte, „sind eine Ausnahme von der Regel; Ihnen gelten also meine Grundsätze natürlich nicht."

Noch ehe Julie antworten konnte, hatte er sie verlassen.

Julie kam nach Hause mit dem heftigsten Verdruß im Herzen. Offenbare Verachtung ihres Geschlechts wäre noch verzeihlich gewesen, denn im Grunde verachtete sie es ja selbst, sich ausgenommen: allein Verachtung gegen sie selbst war unverzeihlich, und verdiente eine Strafe. Aber welche? Den Secretär lächerlich zu machen? Gesetzt, dies wäre möglich gewesen; so fragte sie doch noch immer, in wessen Gegenwart? Es gab hier im Schlosse keine Gesellschaft, und nur wenn eine Menge Andere Zeugen der Ueberlegenheit unsers Geistes über Jemand sind, hat Spotten Reiz. Verachtung war hier noch weniger am rechten Orte; wie würde der Secretär triumphirt, wie würde er allenthalben verbreitet haben, auf dem Schlosse sei ein Frauenzimmer von gewöhnlichem Schlage angekommen, welches die Wahrheit seiner Grundsätze durch Verachtung derselben beweise. Die gute Julie sann hin und her, und fand endlich nur ein einziges kleines Mittelchen, nämlich ihn durch Liebe zu quälen. „Gelingt es mir," rief sie freudig aus, „ihn in mich verliebt zu machen, so bin ich wahrlich auf das Vollkommenste gerächt. Zuerst ist dann die Falschheit seiner Grundsätze augen-

scheinlich bewiesen; zweitens wird er, wie jeder Liebhaber, sich vor der Welt lächerlich machen; drittens wird er die Qualen unerhörter Liebe empfinden, und ich werde mich für den unzählichen Verdruß an ihm rächen, welchen mir seine Grundsätze gemacht haben. Ja, ja, es muß gehen, es muß gehen," rief sie froh aus, und klatschte in die kleinen Hände. Sie sah den Hügel, den Lieblingsplatz des Secretärs, aus dem Fenster; sie wollte gleichsam ihre Rolle einstudiren, mit zwei Sprüngen war sie die Treppe hinab in den Garten, den Hügel hinauf. „Ja, ja, es muß gehen, es muß gehen," rief sie fröhlich.

„Was denn, Julie," rief ihre Tante, welche mit dem Secretär auf einer Bank saß, „was denn?"

Julie erröthete. „Ich wollte nur sehen," sprach sie, „ob es möglich wäre, die Sonne von hier aufgehen zu sehen, aber ich merke wohl, ich werde noch eine halbe Stunde warten müssen, ehe sie heraufkömmt — —"

Ein schallendes Gelächter des Secretärs und der Tante unterbrach sie, „Mädchen!" sagte die Letztere, „sieh Dich doch um, es ist ja bald Mittag."

Julie erröthete von Neuem, der Secretair sagte der Tante etwas in's Ohr, sie lächelte und er entfernte sich.

„Was sagte Ihnen der Secretär,“ fragte Julie empfindlich. „Ja nun, eine Kleinigkeit, welche Dich zwar anging, aber —“

„Was unterstand er sich, sagen Sie —“

„Er meinte, Du müßtest wohl an Etwas gedacht haben, woran Du nicht solltest, weil Du so roth geworden wärest.“

„Warten Sie, Herr Secretär,“ rief Julie heftig, „warten Sie, das soll Ihnen vergolten werden, Abbitte sollen Sie mir thun, fußfällige Abbitte.“

Sie entdeckte nun ihrer Tante den ganzen Plan. Er ward sehr gebilligt, aber an der Ausführung desselben sehr gezweifelt.

„Er ist keiner so warmen Empfindung, als die Liebe ist, fähig,“ sagte die Tante, „doch kommt es auf den Versuch an.“

Nach einigen Tagen war der Geburtstag der Tante. Dies wußte Julie, und wollte ihn gern auf eine der Tante angenehme Art feiern. Wem sollte sie die Anstalten dazu übertragen? Wem anders als dem Secretär. Eine so schöne Gelegenheit, mit dem Menschen zu sprechen, fand

sich in einem Jahre nicht wieder. Sie ließ ihn also rufen, und trug ihm ihr Begehr vor.

Er übernahm das Geschäft sehr gern, bat aber im Voraus um Verzeihung, daß er selbst schon einige Anstalten zur Feier des Geburtstages seiner Gebieterin gemacht, es verstehe sich, daß die seinen den ihren nachstehen müßten, so fern beide unverträglich wären. Julie hatte eine Illumination und eine Art Feuerwerk veranstaltet, zudem vier Kinder gekleidet, und vier Mädchen eine Aussteuer zugesagt.

Der Tag kam endlich. Die Tante hatte die Illumination und das Feuerwerk betrachtet, als sich plötzlich von Ferne ein sehr angenehmer Gesang hören ließ. Man ging hin und fand außer den vier Kindern, welche Julie gekleidet hatte, noch acht andere, welche durch die Güte des Secretärs gekleidet worden. Mehre Mädchen zeigten ihrer Gebieterin ein Papier, in welchem er ihnen eine Aussteuer versprochen, und am Ende der Allee wartete der Aelteste des Dorfes mit einem großen Paquet Papiere auf sie.

„Gnädige Frau," sprach der Bauer, als die Gräfin näher kam, „in diesem Paquete sind die Acten aller der Processe, welche jetzt in der Schwebe waren. Der Herr

Secretär hat nicht eher nachgelassen, bis wir uns gütlich verglichen. Hier (indem er eine Menge anderer Papiere herauszog) hier sind die Documente darüber, und diese Acten legen Sie, als ein Bekenntniß unserer Thorheit, bei sich nieder, und vergeben Sie uns des guten Willens wegen, mit dem wir unsere Thorheit wieder gut zu machen streben."

Die Gräfin war gerührt, sie wandte sich zum Secretär. „Ich danke Ihnen," sprach sie, „ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie mich in meinen Bemühungen, die Proceßsucht unter meinen Bauern zu vertilgen, unterstützt haben, aber die Kleidung dieser Kinder, die Aussteuer dieser Mädchen, sie kostet Ihnen ja beinahe Ihr ganzes jährliches Gehalt, und überdies liegt für mich ein Vorwurf darin; kurz, über diese Veranstaltung bin ich beinah böse." Sie näherte sich hierauf dem Secretär, ließ einen verstohlenen Blick auf Julien fallen, welchen Jene sehr gut bemerkte, und worüber sie sich nicht wenig ärgerte.

Julie hatte Anfangs nicht ohne Neid gesehen, daß der Secretär sie in allen Anstalten zu diesem Feste übertroffen, sie hatte mit inniger Schadenfreude den Verweis angehört, welchen die Tante dem Secretär gegeben; aber das folgende Lachen, der Blick des Secretärs verwundete sie tief

in ihrem Innern, es war ausgemacht, man lachte über sie, ihr Blut fing an zu kochen, und sie schwur, die erste, die beste Gelegenheit zu ergreifen, um sich ihrem Plane gemäß zu rächen.

Bei alledem war Julie zu gutmüthig, um das Edle, was in der Handlungsweise des Secretärs lag, nicht eben so tief, als das sie Beleidigende, durchzufühlen. Sie hatte daher eine wahre Hochachtung gegen ihn in ihrem Herzen, welche durch eine Menge der edelsten Handlungen, welche ihr fast täglich von ihm zu Ohren kamen, vermehrt ward.

Nach einigen Tagen fing nun Julie ihre Operation gegen das Herz des armen Secretärs an. Sie hatte eine Art Plan entworfen, nach dem sie zu Werke gehen wollte. Zuerst hatte sie sich vorgenommen, in seine Ideen vom weiblichen Geschlechte einzustimmen, dann ihn durch eine Reihe Handlungen zu überführen, daß sie zu der Ausnahme ihres Geschlechts gehöre; ferner wollte sie, wenn er dann, von ihrer Schönheit, ihrem Verstande, ihrer Herzensgüte entzückt, sich ihr liebevoll näherte, ihn eine Zeitlang in der Entfernung halten, dann näher zu sich ziehen, und ihn auf einmal unbarmherziger Weise zurückstoßen, und ihn auslachen.

So war also aus der Romanheldin und Philosophin eine kleine Coquette geworden, welche ganze Feldzüge gegen das männliche Herz entwarf; wie mächtig ihr aber ihre Ideen über die Männer und deren Werth dabei im Wege standen, wird sich im Folgenden zeigen.

Schon der erste Theil ihres Planes mißglückte beinahe ganz. Der Secretär hatte von dem weiblichen Geschlecht so herabwürdigende Begriffe, daß sie unmöglich ohne Wegwerfung ihrer selbst darin einstimmen konnte. Denn eine Ausnahme unter den Weibern zu sein, war bei ihm ungefähr so viel als ein Mann, der gerade so ehrlich ist, daß er der Gerechtigkeit entgeht. Bei den häufigen Unterredungen über diesen Gegenstand entdeckte Julie jedoch zwei Seiten, welche ihrem Herzen sehr zusagten: die erste war die festeste Anhänglichkeit an jede Art von Tugend, besonders an die mit schwärmerischer Größe verknüpfte; die zweite, tiefe Verachtung des Adels. Durch diese erste Seite hatte nun Julie, wie sie sich einbildete, einen ganz sichern Weg zu seinem Herz gefunden; sie durfte nur jene Heldentugend, wenn sich die Gelegenheit darbot, so üben, daß der Glanz derselben sein Auge blendete, und in die Verachtung des Adels konnte sie aus vollem Herzen einstimmen.

Die arme Julie bemerkte dabei nicht, daß sie gefangen war, statt in die Schlinge zu locken. Sie liebte den Mann, in dem sie Anfangs so viel von sich Verschiedenes vermuthet hatte, daß sie ihn mit einer Art von Haß verfolgte, und in dem sie jetzt eine so große Aehnlichkeit der Gesinnungen bemerkte. Die beiden Herzen kamen unvermerkt näher, sie berührten sich schon in einigen Punkten, und Julie, die noch immer piquirt war, weil er ihr Geschlecht im Ganzen verachtete, fiel endlich, um ihn davon zurückzubringen, auf ein sehr gefährliches Mittel.

Sie beschloß nämlich, es ihm durch ihr Betragen plötzlich so nahe zu legen, daß er sich, ohne eine Unart zu begehen, gegen sie erklären müßte. Sie hatte den Schritt, welchen sie thun wollte, sorgfältig überlegt, und beschloß sogar, wenn er ihr seine Liebe gestanden, ihm Gegenliebe zu gestehen. Sie glaubte, durch dies Bekenntniß werde er eine wahre Hochachtung gegen sie fassen müssen. Er werde nunmehr an ihren vorurtheilfreien Gesinnungen nicht mehr zweifeln können, und wenn auch seine erstere Erklärung nur mit halbem Herzen geschehen; so werde ihre Gegenerklärung das ganze Werk vollenden.

Aber der Secretär wußte alle Stöße, welche sie nach seinem Herzen that, so geschickt zu pariren, daß nicht ein einziger traf, er blieb kalt, höflich, unterwürfig, sprach von seiner Verachtung des weiblichen Geschlechts nur aufgefordert, sah sie stets als eine Ausnahme an, allein mit so vieler Kälte, daß sie nicht ohne Grund glaubte, in Gedanken werfe er sie mit allen andern Mädchen in eine Classe.

Da der Secretär weder eine Spur von Liebe, noch von Zuneigung zeigte, sondern nur dann von einem milden Feuer ergriffen ward, wenn er gegen das Vorurtheil des Adels sprach; so beschloß Julie Alles zu wagen, und zuvorkommend ihm ihre Liebe zu erklären. Er wird in Verlegenheit kommen, er hat Stolz und Eitelkeit, es wird ihm schmeicheln, daß ein Frauenzimmer sich ihm anträgt. Ich, eine Gräfin, werde ihm in einem vortheilhaften Lichte erscheinen, indem ich einen so auffallenden Beweis meiner vorurtheilfreien Denkungsart liefere. So dachte Julie bei sich, und ging in den Garten, um ihn aufzusuchen.

Sie fand ihn, und wie sie es gewünscht, allein. Ein Gespräch war bald angeknüpft. Julie rückte verschämt

ihrem Ziele näher, und endlich gestand sie mit zitternden Lippen, daß sie ihn liebe. Der Secretär flog auf sie zu, drückte einen heftigen Kuß auf ihre Wange, stürzte zu ihren Füßen, dann sprang er auf, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sprach kalt: „Julie! Sie sind ein Engel, mein thörichtes Herz liebt Sie, wozu soll ich mich verstellen; Sie haben meine Vernunft auf eine harte Probe gesetzt, aber Gott sei Dank! sie ist überstanden. Ich vergesse, was vorgegangen ist. Wären Sie meines Standes, könnte ich Sie je meine Gattin nennen, dann Julie, dann wäre ich der Glücklichste von allen Sterblichen, aber so — — Leben Sie wohl."

Er küßte ihre Hand und verließ die arme Julie, welcher auf einmal deutlich war, daß sie den Mann, welchen sie zum Spaß hatte quälen wollen, selbst liebe. Sie schämte sich innerlich, daß sie ihre Grundsätze so weit vergessen, daß sie einen Mann an sich gelockt, sie verachtete sich, daß sie den armen Secretär so sehr gequält und zermarterte nun ihren Verstand mit Erfindung eines Mittels, was sie verdorben, wieder gut zu machen.

„Ich muß ihn nochmals sprechen," sagte sie bei sich. Man suchte ihn aber vergeblich, er hatte gesagt, erst gegen

Abend werde er zurückkommen. Julie ging einsam auf und ab, und überlegte, was sie thun wolle. „Ja,“ sprach sie endlich, „das sei die Strafe für mein Vergehen, sie ist die einzige, die gerecht ist.“

Der Secretär kam, und ward auf Juliens Zimmer gerufen, er war bleich wie Wachs, und fragte zitternd, was sie befehle. Julie hieß ihn sich zu ihr setzen, und legte nun ein Bekenntniß von allen kleinen Cabalen ab, welche sie angewandt, um sein Herz zu erobern, sie verschwieg ihm keinen der kleinen Kunstgriffe, mit welchen sie ihn gequält hatte, ja selbst wie sie gegen ihn hätte verfahren wollen, wenn er sich weniger heftig geäußert hätte, sagte sie ihm.

Er ließ sie ausreden. „Ich danke Ihnen,“ fing er dann an, „daß Sie mir die Augen geöffnet haben, ich danke Ihnen, Sie haben mein Unglück gewollt, Ihr Wunsch ist erfüllt. Mein Verstand muß Sie verachten, verabscheuen, mein Herz kann es nicht. Ich will Sie fliehen, ich will in den Krieg, eine Kugel wird mitleidig gegen mich sein.“

„Aber lieber Secretär, wenn ich Ihnen sage, daß ich grausam für meine Coquetterie bestraft bin, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich Sie liebe.“

„Was hilft das mir, Sie sind Gräfin, das einzige Mittel, Alles wieder gut zu machen, ist durch Ihren Stand Ihnen benommen.“

Julie erhob ihr nasses Auge gen Himmel. „Werden Sie mir eine Bitte abschlagen?“ fragte sie endlich leise.

„Nein.“

„Sie wollen fort?“

„Unwiderruflich.“

„Schieben Sie diesen Entschluß noch acht Tage auf, — harren Sie noch acht Tage.“

Er versprach es, und sie schieden.

Am andern Morgen kam die Tante, sehr früh auf Juliens Zimmer. „Liebes Kind!“ sprach sie, „stelle Dir vor, der Secretär ist Dir närrisch geworden, er hat die ganze Nacht, statt zu schlafen, geweint, mit sich gesprochen, und bittet heute um seine Entlassung. Aber, liebes Kind, Du bist ja blaß: mein Himmel!“

Es kam zu Erklärungen, Julie gestand ihrer Tante Alles, und fragte sie um Rath. „Ja, ich kann Dir nur zweierlei rathen,“ sagte sie. „Entweder Du machst's durch eine Heirath gut, was Du schlimm gemacht hast; doch Du wirst die Einwilligung Deines Vaters zu diesem

Romanentschluß nie erhalten; oder Du läßt ihn laufen. Freilich hat er diese Nacht von Erschießen gesprochen, aber was thut das, am Ende ist es doch ein recht nobler Tod."

„Aber, liebe Tante! ich sage Ihnen ja, daß ich ihn liebe. O, ich verwünsche den Entschluß, ihn zu erobern, ich wollte — ja ich wollte — liebe Tante! nehmen Sie sich meiner an."

„Nun, so schreibe die Lage der Sache an Deinen Vater. — Aber, wenn er Dir nun den Befehl zuschickt, schleunigst zurückzukommen, wenn er Dich von Deinem Geliebten trennt. Ich wüßte wohl ein Mittel, durch welches Dein Vater gezwungen würde, seine Einwilligung zu geben."

„Und dies ist?"

„Eine heimliche Heirath. Freilich kann Dein Vater Dir eben so leicht fluchen, als seine Einwilligung geben."

„Fluchen!" seufzte Julie, „ich will es überlegen, in einer Stunde schicken Sie mir den Secretär."

Die arme Julie war in einer üblen Lage. Sie liebte ihren Vater, und konnte den Kummer, welchen ihr Schritt ihm machen würde, gar nicht berechnen, aber sie liebte auch den Secretär. Er war unglücklich, und das durch sie,

ein Grund, ihm ihre Zuneigung zu schenken, er war ein schöner Mann, auch dies hatte vielen Eindruck auf Juliens Herz gemacht, er liebte sie, wie konnte sie ihn dafür hassen, er hatte ihr nie eine fade Schmeichelei gesagt, er hatte viel edle und schöne Handlungen verübt, und dafür sollte er nun unglücklich werden?

„Nein, nimmermehr, nimmermehr sollst Du, edler Mann, mich verkennen. Ich will meinen Grundsätzen treu bleiben, und wenn dies Herz darüber brechen sollte."

Nach diesem tragischen Ausrufe überlegte sie nun ihre ganze Lage. Der Secretär war eine Mittelart zwischen Grandison und Werther, dies behagte ihren romanhaften Ideen so schön. Ueberdies war er bürgerlich, also fand sich hier eine treffliche Gelegenheit, der ganzen Welt eine Lehre zu geben, kurz, Julie beschloß nun ernstlich, ihn zu heirathen. Selbst die heimliche Heirath schloß sich so innig an ihre Ideen an, es hatte für sie etwas Reizendes, der ganzen Welt und ihrem Vater zu trotzen, und sie beschloß, den Secretär heimlich zu heirathen.

Er kam nach Verlauf einer Stunde. Julie machte ihm ihren Entschluß bekannt, er weigerte sich, die Tante, welche gegenwärtig war, redete ihm zu, versprach zur

Unterstützung des neuen Paars, wenn der Vater seine Einwilligung versagen sollte, jährlich einige hundert Thaler. Der Secretär gab endlich nach, und nun verabredete man den Plan.

Der Pfarrer des Dorfs sollte sie Abends in der Kirche trauen, vorher noch wollte die Tante, um aller Verantwortung zu entgehen, abreisen, und das Ehepaar sollte unmittelbar nach der Trauung die ganze Nacht hindurch nach einem gewissen Schlosse, dessen Castellan der Secretär kannte, fliehen. Sie konnten diesen Ort am Abend des künftigen Tages, wenn sie, ohne zu ruhen, reisten, bequem erreichen, und unsere Heldin beschloß, auf Anrathen ihres Liebhabers, alle ihre Kräfte aufzubieten, um künftigen Abend in Sicherheit zu sein. Von da aus sollte Julie an ihren Vater schreiben, und die Tante machte ihr so viele Hoffnung zur Vergebung, daß die Braut heiter ward, und den Augenblick herbeiwünschte, welcher sie mit ihrem geliebten Gegenstand auf ewig vereinigen sollte.

Die Tante reiste ab, der Priester sprach seinen Segen über das neue Paar, welches in Entzücken schwamm. Vor dem Dorfe stand der Reisewagen, sie fuhren die ganze Nacht, und langten am Abend des folgenden Tages

in dem Dorfe an, in welchem das Schloß lag. Man trat in dem Wirthshause ab, der Secretär schickte nach dem Schlosse und entfernte sich auf eine halbe Stunde von Julien; der Bote kam wieder und bat sie inständigst, recht bald hin zu kommen. Die Nacht war indeß angebrochen, der Secretär führte seine Gattin, in seinen blauen Reisemantel gehüllt, nach dem Schlosse. Alle Säle waren erleuchtet. Man feiert heute eine Hochzeit dort, schreibt mir mein Freund, sagte ihr Gemahl zu Julien.

An seinem Arme schwankte sie die Stiege hinauf, die Flügelthüren flogen auf, eine glänzende Gesellschaft stellt sich Juliens Blicken dar. Ihr Gemahl warf seinen Mantel weg und stand plötzlich als Graf Blumenthal mit Orden und Bändern geziert vor ihr.

„Es lebe das neue Brautpaar!" rief die ganze Gesellschaft.

Ihr Vater, ihre Tante liefen auf Julien zu. „Sei ruhig, Kind," sprach die Tante. „Niemand, als ich, Dein Vater und Dein Gemahl weiß um Deine Narrheiten, und Niemand soll sie erfahren. Blumenthal hat eine Reise auf seine Güter vorgegeben, und ist, wie wir

ausgesprengt haben, eine Zeitlang Deinetwillen auf unserm Schlosse geblieben. Hier seid Ihr zusammen richtig geworden, und dies Fest ist ein Vermählungsfest."

„Ja, ja, Julie," sprach der Vater, „Du mußt Dich nun zum zweiten Male trauen lassen, da kann ich Dir nicht helfen."

„Nur fest in der Rolle geblieben," sagte Blumenthal zu seiner Braut. „Haben Sie sich doch ein halbes Jahr in der Comödie, welche Sie mit mir spielten, nicht ein einziges Mal versehen."

Julie fiel ihrem Bräutigam um den Hals, versprach Besserung, und nach einem Monate fügte eine glänzende Hochzeit die Hände und Herzen dieses liebenswürdigen Paares für immer zusammen.

Männertreue.

„Und wenn die Göttin der Liebe mit allen Grazien vom Himmel stiege, wenn sie beim Styx geschworen hätte, mich Ihnen untreu zu machen, bei Gott, es sollte ihr nicht gelingen!"

„Was der Mann nicht Alles verspricht," sagte Sophie lächelnd, und wandte sich zu ihrer Freundin, „wenn er nur die Hälfte von dem hält, wahrlich, so werde ich eine glückliche Frau werden."

„Ja, Sophie," fuhr Karl in vollem Eifer fort, „ich fühle, welch eine reine Flamme der Liebe meinen Busen durchglüht, und wenn mein Blick Ihre Vollkommenheiten überläuft, so bin ich überzeugt, daß es ihr nie, nie an Stoff fehlen werde."

„Aber, lieber Karl," fiel ihm Sophie ein, „lieber Karl, ich kenne Ihr Herz, ich weiß, daß Sie nicht anders sprechen, als Sie denken, aber ob Sie einst nicht anders denken werden? Wer hat seine Empfindungen in der

Gewalt? Jetzt bin ich jung, bin, wie Sie sagen, schön; nun, wir wollen hübsch annehmen, aber wenn mich nun auf einmal die Blattern befielen? oder ein Gott mich plötzlich in ein altes, häßliches Mütterchen umschaffte?" —

„Sophie, wollen Sie mich wild machen? glauben Sie, daß ich zu jenen armseligen Geschöpfen gehöre, welche nur den Körper an ihrer Geliebten bewundern?"

„Nicht doch, Karl; aber sehen Sie, Schönheit ist bei einem wohlconditionirten Verstande und Herzen wahrlich keine verächtliche Zugabe; und es wäre nicht das erste Mal, daß man ein Mädchen von vielem Geiste und Herzen über eine fade Schönheit übersehen hätte."

„Aber wer thut das, Sophie? Wer?"

„Sie würden mir also keine Inclination vergeben? Würden Sie in meiner jetzigen Lage gleich als eine Untreue betrachten?"

„Sophie!"

„Antwort Karl!"

„Ja."

„Nun, sehen Sie, ich bin weniger intolerant, als Sie — ich würde, wenn ich hörte, Karl hat ein kleines Liebesverständniß mit der und der, bei mir selbst sprechen:

Sie ist reizender, sie hat mehr Geist, mehr Gefühl, als Du, das attachirt Deinen Karl; er bewundert ihre Schönheit, er verehrt ihren Geist, warum soll er das nicht? Ich kenne sein Herz, es ist so gut, so schön, und daher empfindet es die Vorzüge eben so tief, als seine Pflicht. Dies Gefühl ist mir Gewährsmann, daß seine Zuneigung nie in Untreue ausarten werde. Er wird daher, wenn er ja auf einige Stunden mich vergessen sollte, mit verdoppelter Liebee zu mir zurückkehren; kurz, ich würde ganz ruhig sein."

„Sophie, Sie tödten mich mit dieser Kälte! Ist das Liebe, sind das die Empfindungen, welche dies Leben hindurch ausreichen sollen?" — — —

In diesem Tone ging es noch eine Weile fort, der Streit ward immer hitziger, Sophie führte die Gründe für ihre Meinung an, er setzte ihr die feurigsten Declamationen entgegen; und endlich schied man, ohne daß Einer den Andern überzeugt hätte, und Karl nicht ohne Empfindlichkeit, daß er sich in der Denkart Sophiens geirrt habe.

Die Scene, wo dies vorfiel, war das Landgut des Vaters unserer Sophie, dicht daneben lag das Landgut

des Vaters unsers Karls, die beiden jungen Leute waren mit einander aufgewachsen, eine Liebe hatte sich früh in ihre Herzen festgesetzt, und da Beide das gehörige Alter erreicht hatten, so waren sie mit Bewilligung beiderseitiger Eltern mit einander seit einem Monate verlobt, und ein Jahr darauf sollte die Verbindung geschlossen werden.

Sowohl Karl, als Sophie, hatten das Unglück gehabt, ihre Mütter sehr früh zu verlieren, doch verlor Sophie die ihrige früher, als Karl. Gram und das Leben in der Welt, ein nicht sehr fester Körper, waren die Ursachen der Kränklichkeit von Sophiens Vater, sie fesselten ihn Winter und Sommer an sein Gut, und seine Tochter war seine einzige Gesellschaft. Karls Vater dagegen, mit einer dauerhaften Gesundheit ausgerüstet, war den Freuden der Stadt bei weitem noch nicht in dem Grade abgestorben, daß der Winter auf dem Lande ihm nicht Langeweile gemacht hätte. Er zog regelmäßig mit dem Eintreten der kalten Tage in die Stadt, wo er blieb, bis ihn der Frühling nach seinem Gute zurückberief.

Der Herbst näherte sich jetzt, die Blätter wurden welk, der Wind pfiff durch die entblätterten Bäume. Sophiens Vater ließ schon alle Abend Caminfeuer machen,

und Karls Vater sehnte sich nach der Stadt. Sein Sohn bat ihn, er möchte ihn bei seiner Braut lassen. Der Alte nannte ihn ganz kaltblütig einen Narren, welcher die kurze Zeit seiner Freiheit nicht gut anzuwenden wisse und befahl ihm, mitzureisen. Gegen den alten hitzigen Mann half das Widersetzen nicht viel; Karl packte also zusammen, nahm den zärtlichsten Abschied von seiner Braut, und war in wenigen Tagen mit seinem Vater in der Stadt.

Schauspiele und Assembleen jagten sich im fröhlichen Wechsel, die Zeit flog mit Blitzesschnelle vorüber, der Carneval mit seinen Freuden nahete zum großen Vergnügen der eleganten Welt. Den Tag vor der Redoute sprach man in allen Zirkeln nur von dem Vergnügen, welches man morgen genießen wolle, und da Karl eben heute erst einen höchst zärtlichen sentimentalen Brief an seine Geliebte verfertigt, und morgen also nichts zu thun hatte, so beschloß er, auch hinzufahren.

Es fiel ihm ein, weil der Winterabend so schön und klar war, aus der Assemblee zu Fuße nach Hause zu gehen. Kaum war er aus der Thür getreten, als ein kleiner Junge auf ihn zutrat, ihm einen Zettel überreichte, und sogleich in die nahegelegene Straße entschwand.

Karl eilte nach Hause und traute seinen Augen kaum, als er folgende Worte las:

„Mein Herr!

„Eine Dame wünscht sehr das Vergnügen Ihrer „Bekanntschaft zu genießen, und die morgende Redoute „dazu benutzen zu können. Sie wird daher für Sie „an einem schwarzen Kleide, und einer goldenen Sonne „auf der Brust kenntlich sein. Dies Billet bringen „Sie mit.“

„Sonderbar!“ rief Karl, als er gelesen hatte, „wahrlich sehr sonderbar! sollte dies wohl eine Kokette sein, die sich während des Carnevals theurer verkaufen will, als sonst? wahrscheinlich! Doch, es kommt auf die Probe an.“

Der Abend kam. Karl, aus Neugierde, war eine der ersten Masken. Er durchlief den Saal nach allen Richtungen, er sah jeder Dame, welche ihm aufstieß, in's Gesicht; vergeblich. Es schlug eilf, zwölf Uhr, die Dame kam nicht. Endlich, als Karl voll Aerger schon fortgehen wollte, schwebte an dem Arme eines Mannes mit einer ganzen Maske eine Gestalt auf ihn zu, eine Gestalt, welche man sehen muß, um nachzufühlen, was

der feurige Karl dabei fühlte. Er redete sie mit aller der Ehrfurcht an, welche ihre Gestalt zu fordern schien. Die Dame forderte zum Beweise, daß sie mit dem Manne spreche, mit welchem zu sprechen sie gewünscht hatte, ihr Billet zurück, erhielt es, und that nun die ganz unvermuthete Bitte an Karl, sie nach Hause zu begleiten.

Karl wich ein paar Schritte zurück, besonders, als er die Bedingung hörte, unter welcher er allein das Vergnügen haben könnte, die Dame zu begleiten, welche keine andere war, als sich die Augen verbinden zu lassen. Die Dame, welche seine Feigheit, die sich in diesem Augenblicke wenigstens äußerte, bemerkte, sagte mit einem imponirenden Tone ein paar Worte, welche das Ehrgefühl des Jünglings in einem so hohen Grade rege machten, daß er beschloß, ihr zu folgen, und wenn sie ihn nach der Hölle führte.

Man kam an den Wagen. Bediente in blauen Ueberröcken mit breiten Tressen um die Hüte empfingen sie. Karl stieg ein; die Mannsperson, welche die Dame begleitete, verband ihm die Augen, und im Gallop rollten die vier muntern Rappen mit ihnen fort. Endlich hielt man. Karl fühlte, daß man eine Auffahrt hinanführe,

der Wagen hielt unter einem Thorwege, einige Lichtstrahlen von den Fackeln drangen durch das Tuch in seine Augen, er ward eine sehr bequeme Treppe hinaufgeführt, und das Tuch ward ihm endlich in einem prächtigen Saale von den Augen genommen. Die Mannsperson entfernte sich, und die Dame behielt die Maske vor dem Gesichte.

„Wenn Sie, mein Herr!“ redete die Dame Karln an, „wenn Sie verwundert sind über die Art, mit welcher ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe, so werden Sie es wahrscheinlich noch mehr über das Geschäft sein, welches auszurichten ich Sie inständigst bitte. Sie erwarten vielleicht, daß das Billet, welches Sie von mir erhielten, der Eingang zu einem Liebeshandel sein solle. Sie glauben vielleicht in mir ein Frauenzimmer zu finden, für welche der Name Buhlerin ein Ehrentitel ist; Sie haben sich geirrt. Ihre vorzüglich schöne Gestalt, ich gestehe es gern, hat auf mich Eindruck gemacht, aber nur insofern ich aus ihr auf ein Herz schließen konnte, welches fähig ist, mich zu verstehen und mich zu beurtheilen.“

„Reden Sie, Madame, reden Sie, und sein Sie versichert — —“

„Keine Betheuerungen, mein Herr, bevor Sie wissen, was ich Ihnen zu sagen habe, und was ich ver-

lange. Ich bin keine Prinzessin, welche Sie aus einem Zauberschlosse erlösen sollen, sondern ich möchte gern eine wohlthätige Fee sein und Sie zu dem dienenden Geiste machen, durch welchen ich den armen Sterblichen meine Wohlthaten zukommen lassen könnte. Setzen Sie sich, und hören Sie mich an."

„Dürft' ich bitten," sagte Karl, „die Maske, sie hindert Sie, und —"

„Und Sie sind neugierig, wie eine Fee aussieht. — Häßlich, mein Herr! häßlich wie die Nacht. Ich bin ein Frauenzimmer, und möchte nicht gern in Ihren Augen verlieren, indem ich mich Ihnen in meiner wahren Gestalt zeigte. Auch wissen Sie, haben wir Frauenzimmer das Unglück, daß wir uns nur in der Ehe ohne Maske zeigen. — Keine Antwort, ich bitte. Hören Sie mich an. Ich habe einmal die Grille, ganz und gar unbekannt zu bleiben, wenn ich Wohlthaten erzeige; nun hatte ich vor zwei Jahren einen Bedienten, welcher sich in eine meiner Kammerjungfern sterblich verliebte. Das Mädchen taugte nicht viel, sie forderte eine Menge Geschenke von ihm; der gutherzige Mensch gab, was er hatte, und als er endlich nichts mehr geben konnte, so machte er Schulden, indem

er sich noch immer mit einer kleinen Versorgung, welche ich ihm einst versprochen hatte, tröstete. Allein, der alte Mann, auf dessen Tod ich ihn angewiesen hatte, lebte länger als die Gläubiger des armen Kerls warten wollten. Er ward endlich so gedrängt, und die eigennützige Creatur, welche ihn ausgeplündert hatte, machte so ernsthafte Anstalt, ihm ihre Liebe zu entziehen, daß der arme Mensch sich endlich zu einem Diebstahl entschloß, und einige hundert Thaler aus meiner Schatulle entwandte, theils um seine Schulden zu bezahlen, theils um seine eigennützige Geliebte fernerhin beschenken zu können. Ich vermißte das Geld, forschte nach, und traf auch den Thäter. Meine Mutter war gerade damals gestorben, eine Menge Ideen gingen durch meinen Kopf, ich sah nur den Diebstahl, und hörte nur, er sei begangen, um Schulden zu bezahlen. Zu heftig jagte ich den Menschen auf der Stelle aus dem Dienst, und da meine andern Domestiquen den Vorfall nicht verschweigen konnten, so war für ihn kein anderes Mittel, als diese Stadt zu verlassen. Seit einem halben Jahre ist er wieder hier, in der Vorstadt in einem kleinen Häuschen, dessen Wirth Meier heißt, und welches auf der Steinstraße liegt, dort kämpfte er mit Krankheit, Mangel und Reue. Ich kann mich seiner nicht öffentlich

annehmen, denn wen soll ich senden? Einen meiner Domestiquen? welch ein Beispiel für sie, wenn sie sehen, daß ich einen Menschen, welcher mich bestohlen, unterstütze. Einen meiner Freunde? Ich habe deren wenige, und auch denen mag ich nicht wissen lassen, in welchem Grade und gegen wen ich wohlthätig bin. Es bleibt mir also nichts übrig, als die Hülfe eines völlig Fremden anzuflehen —"

„Nur die Art, gnädige Frau! — gewiß sie verzeihen meiner Aufrichtigkeit, könnte Ihrem Rufe leicht — Sie verstehen mich."

„Mein Herr," sagte die Dame mit einer auffallenden Verlegenheit, „mein Herr — ich will eben so aufrichtig sein, als Sie — mein Ruf und dessen Sicherstellung ist nur mir überlassen. — — Kurz, händigen Sie dem Unglücklichen diese Summe von mir ein, und verschweigen Sie ihm, daß Sie von seiner ehemaligen Herrschaft komme."

Karl versprach es. „Auf der nächsten Redoute," sagte die Dame, „sehen wir uns wieder, und Sie statten mir zugleich Bericht ab, ob und wie Sie Ihr Geschäft beendigt haben."

Die Dame klingelte, zwei Bedienten verbanden ihm die Augen, führten ihn durch mehrere Straßen, und ließen ihn endlich an einem großen Platze stehen.

Karl überlegte die ganze Nacht hindurch, wer wohl die Dame sein könne? und was Ihre Absichten sein dürften? Er fand ihre Grille kleinlich, die ganze Erzählung übel zusammenhängend, und doch, wenn er wieder auf das Geld sah, welches er dem Unglücklichen einhändigen sollte, so wurde ihm Alles wieder unbegreiflich; er hatte die Summe von fünfhundert Thalern erhalten, wozu diese große Menge Geld? Da er aus dem ganzen Handel nicht klug werden konnte; so entschloß er sich, am Morgen ganz in der Frühe nach dem bezeichneten Hause zu gehen, den Bedienten auszufragen, bei wem er gedient, und gegen wen er sich vergangen, um auf diese Art der Dame und ihren Absichten auf die Spur zu kommen.

Am folgenden Morgen ging Karl nach dem Hause, welches ihm die Dame beschrieben hatte. Er fand es ohne Schwierigkeit; allein wie groß war sein Erstaunen, als er erfuhr, daß weder ein Mann dort wohne, welcher krank gewesen sei, und Mangel gelitten, noch jemals dort gewohnt habe. Karl ging in tiefen Gedanken zurück. Er durchlief die Stadt, sah alle Häuser an, welche Auffahrten hatten, sah nach allen Fenstern dieser Häuser, ob er etwa die Unbekannte erblicke; vergeblich. Er konnte es sich nicht mehr läugnen, er fühlte einen unwiderstehlichen

Hang, das Abenteuer, welches ihm ein Zufall entgegengeführt hatte, fortzusetzen, und zu beenden. Die Dame hatte durch das Wunderbare, welches die ganze Begebenheit hatte, sein Herz und Phantasie in's Spiel gezogen, und gewann es immer mehr, je tiefer unser Held der ganzen Geschichte nachdachte, und sich in Vermuthungen verlor.

Kaum hatte die Stunde zur Assemblee geschlagen, als unser Held mit neugierigen Augen den ganzen versammelten Damenzirkel durchlief, aber vergebens; er fand keine einzige Gestalt, welche an Majestät und Grazie mit der Dame, die sich so geheimnißvoll ankündigte, zu vergleichen gewesen wäre. Er erkundigte sich bei mehrern Freundinnen, jedoch ohne ihnen seine Begebenheit mitzutheilen; Niemand kannte ein Frauenzimmer von der Gestalt und dem Wuchse. Kurz, unser Karl mußte noch bis zur nächsten Redoute warten, ehe er die mindeste Nachricht erhalten konnte.

Schon vor neun Uhr war er im Saale, und erst gegen eilf kam seine Fee. Er sagte ihr ganz kurz, daß er und warum er ihren Auftrag unerfüllt gelassen, und bat sie, ihn mit andern zu beehren. Die Dame erwiederte darauf, „er möchte sie begleiten, vielleicht könne sie sich seiner bedienen;“ er willigte ein, und gerade auf dieselbe

Art, wie das erste Mal, ward er nach dem Hause der Dame geführt.

„Ich weiß,“ sagte die Dame, „daß Ihre Mühe, den Menschen aufzufinden, vergeblich gewesen; die Quelle, aus welcher ich die Nachricht geschöpft habe, ist also nicht rein gewesen, oder vielleicht hat der Mensch, welcher mir dies geschrieben, eine bloße Vermuthung für Gewißheit genommen. Dem sei nun wie ihm wolle, ich habe dies Geld einmal zur Unterstützung Unglücklicher bestimmt, es ist in Ihren Händen, Sie thun mir einen Gefallen, wenn Sie es dazu anwenden. Für wen Sie es aufwenden wollen, und wozu, bleibt Ihnen gänzlich überlassen, nur wünschte ich gern, die Anwendung zu wissen, weil doch Jeder das Land gern kennt, auf welches er seinen Saamen ausstreuet.“

Karl versprach es.

„Und jetzt,“ sprach die Dame, „von etwas Anderm! Es ist noch früh, kann ich auf das Vergnügen rechnen, Sie noch auf eine Stunde bei mir zu sehen?“

„Ja.“

„Nun dann, sind Sie musicalisch?“ — Sie öffnete bei diesen Worten ein Clavier und lud ihn durch einen Wink ein. Karl schlug dies ab. Sie machte einige so stolze Gänge auf dem Clavier, daß Karl sie bat, stehen

zu bleiben, und zu spielen. Sie spielte einige Sachen und Karl, entzückt über ihr Spiel, bat sie zu singen.

„Ich kann nicht wegen meiner Maske."

„O, wann wird diese fallen?" sprach Karl.

„Wann?" rief die Dame, „wann? nie vielleicht!"

Eine Erklärung über diese Worte verbat die Dame gänzlich. Unter dem Streite darüber verging die Zeit, Karl wurde auf die oben beschriebene Art von der Dame entlassen, nachdem sie mit ihm eine Zusammenkunft auf der nächsten Redoute verabredet hatte, wo er ihr von der Anwendung des Geldes Rechenschaft ablegen sollte.

Karls Seele wurde von diesem Vorfall wunderbar gestimmt. Wer ist dieser Engel? dachte er bei sich, so gut, so mildthätig und so unglücklich! Das Letztere ging ihm besonders nahe. Sie hatte, so schien es ihm, einen geheimen Kummer, den sie Niemand vertrauen durfte, oder wenigstens ihm, als einem Fremdling, nicht vertrauen konnte. Er wollte ihn erforschen, er wollte ihr Herz ergründen, koste es, was es wolle. Das Wundervolle der Begebenheit zog ihn an, die Wohlthätigkeit der Dame interessirte ihn, und ihr Unglück erregte sein Mitleid.

Am andern Morgen ging er über eine der vielen Brücken der Stadt. Ein Mann in einem sehr von der

Zeit ausgebleichten Kleide stand an dem Geländer, und sah tiefsinnig in den Strom hinab. Endlich hob er ein großes mattes Auge zum Himmel empor, rief: „In Gottes Namen!" gab sich einen heftigen Schwung, und warf sich in den Strom. Karl, welcher ein wenig schwimmen gelernt, jagt sein gutes Herz in einem Augenblicke nach. Er packte den Mann, und schleppte ihn an's Ufer, begleitete ihn von dort nach seiner Wohnung, in welcher er die tiefsten Spuren des drückendsten Mangels gewahr ward. Er fragte nach der Geschichte des Unglücklichen. Er war Musicus, ohne jedoch Talente für die Composition zu haben. Seine mechanische Geschicklichkeit hatte ihn in dieser großen Stadt sehr berühmt gemacht. Er war in der Capelle des Fürsten aufgenommen worden, und hatte hierdurch, und durch eine Menge Stunden, welche er gab, sich jährlich ein ansehnliches Geld erworben. Auf diese Aussicht hatte er geheirathet, und jetzt, da er ein geliebtes Weib und drei Kinder besitzt, fällt er im vergangenen Winter und zerbricht den Arm. Er wird ihm schlecht geheilt, und er verliert dadurch die Fähigkeit, seinem Posten beim Fürsten und seinen Stunden vorzustehen. Der Fürst entläßt ihn also mit einer Pension von funfzig Thalern. Seine Frau strengt ihre Kräfte an, um durch

Handarbeit so viel zu erwerben, als hinreicht, sie Alle gegen Mangel zu schützen; nur Nachtwachen können dies zu Wege bringen. Sie übernimmt sie gern, aber ihre Natur unterlag der Anstrengung; sie erkrankte. Vergeblich fleht der arme Mann das Mitleid Anderer an; er wird abgewiesen, und jetzt überläßt er sich der Verzweiflung, und entschließt sich, durch einen schnellen Tod sein elendes Dasein zu enden.

Dieser Unglückliche schien unserm Karl vorzüglich der Wohlthat seiner Unbekannten werth zu sein. Er schenkte ihm also die ganze Summe, welche er von seiner Dame erhalten, und legte noch hundert Thaler dazu. Die Geschichte dieses Musicus machte Lärm in der Stadt; man erinnerte sich seiner, und schämte sich innerlich, ihn so lange vergessen zu haben. Eine Menge Wohlthaten, welche im Stande waren, den Unglücklichen auf lange Zeit vor Mangel zu schützen, wurden ihm gegeben, und so das Glück einer guten Familie wieder hergestellt.

Nicht weniger sprach indeß die Stadt von dem edlen jungen Manne, welcher so großmüthig sein Leben aufzuopfern bereit war, um einem Unglücklichen beizuspringen. Allein dies kümmerte unsern Karl weniger, als der Beifall

der Dame, welcher sich nur durch ein Billet äußerte, welches Karl nach einigen Tagen zu Hause vorfand.

Mit welcher Begierde erwartete nunmehr Karl den Tag der Redoute. Er kam endlich; er sah seine schöne Unbekannte und redete sie an; ein einziger Händedruck sagte ihm mehr, als alle Versicherungen der Hochachtung und der Zufriedenheit, welche sie gegen ihn äußerte. Sie fuhren nach Hause, und wie erstaunte Karls, als die Unbekannte hier freiwillig auf ihn zuflog, die Maske abnahm, und einen Kuß, zu feurig beinah, auf seine Lippe drückte.

Er fühlte sich glücklich, er fühlte sich für seine That tausend, tausendmal belohnt; allein, zwischen diesen Empfindungen der Zufriedenheit und Freude keimte eine andere auf, eine andere, die deiner Ruhe, arme Sophie! so leicht gefährlich werden kann.

Als die Dame die Maske abgezogen, erblickte Karl ein Gesicht, welches er so reizend und einnehmend gesehn zu haben sich nicht erinnerte. Es war vollkommen schön, und dabei so voll des innigsten Ausdrucks jener Schwärmerei, welche die weichgearteten Männerherzen, dergleichen Karl besaß, nach sich zieht, daß von diesem Augenblick an

ein leichter Grund zu einer Leidenschaft gelegt wurde, welche seiner Treue gegen Sophie gefährlich werden zu wollen schien.

Seine Wohlthätigkeit gegen den Musicus wurde von der Dame mit gerechtem Beifall belohnt. Sie schloß mit einer Zärtlichkeit, welche sie gegen ihn durch sein schönes Herz rechtfertigte. Sie sah ihn an, bewunderte und lobte so stark und fein, daß Karl sich ganz vergaß, und bis Morgens gegen ein Uhr die Zeit verplauderte. Die Mannsperson, welche die Dame stets begleitete, führte Karl diesmal aus dem Hause, und kaum waren sie auf der Straße, als sein Begleiter ihm sagte: „O Sie Glücklicher, der Sie die Liebe einer solchen Dame besitzen!"

„Liebe?" sagte Karl etwas verlegen.

„Und ich bin der Erste, welcher Ihnen dies sagt? Und Sie haben noch nichts gemerkt? daß eine geheime Leidenschaft die Fürstin — — Himmel, was habe ich gesagt —"

Sie waren an die bestimmte Stelle gekommen, und troß alles Geldes, welches Karl seinem Begleiter bot, wenn er ihm sagen wollte, wer die Dame sei, und ob sie ihn wirklich liebe, war doch kein Wort aus ihm herauszubringen.

Mit einer unbeschreiblichen Unruhe kam Karl nach Hause, überlegte Alles, was er in dieser Nacht erfahren, und seine Eitelkeit, der Gegenstand der Liebe einer Fürstin zu sein, hob sich mächtig in dem Jünglinge. Sophie war in den Hintergrund getreten, die Schönheit der Fürstin hatte sie verdrängt. Er sah die Unbekannte den ganzen Tag hindurch, und ungeachtet er ihren Namen weder wußte noch erfahren konnte, so beschloß er doch, dies gefährliche Abenteuer zu verfolgen, möchten die Folgen für ihn sein, welche sie wollten.

Auf der nächsten Redoute sah er seine Dame wieder. Er hatte beschlossen auszumitteln, ob und wie sehr sie ihn liebe, und, im Fall er sich keiner schimpflichen Abweisung aussetzte, ebenfalls ihr die Leidenschaft zu entdecken, welche sein Herz für sie zu fühlen anfing. Kaum befand er sich daher mit ihr zu Hause, als er sie bat, ihre Maske wie das vorige Mal abzunehmen; sie that es, und ein Blick voll milden Feuers traf Karls Augen, grub sich aber sogleich in den Boden.

„Gnädige Frau," fing Karl an, „Sie sagten neulich, daß Sie mich kennten, daß Sie mich schätzten; darf ich hoffen, daß diese Empfindung gegen mich mehr als augenblicklich sein wird?"

„O Herr v. N.,“ sagte die Dame, „meine Achtung gegen einen Mann, welcher sein Leben auf die Rettung eines Unglücklichen setzt, wird nur mit meinem Leben erlöschen. O, daß ich je der reinen, seligen Empfindung theilhaftig werden könnte, welche beim Andenken dieser That Ihre Seele durchströmen muß; aber für mich ist alle Freude dahin, auf ewig!“

„Dahin!“ sagte Karl, „dahin, auf ewig! Das wolle Gott nicht, das ist nicht. Was gehörte zu meiner Handlung, als heißes Blut? Aber wer Jahre lang eine Wohlthätigkeit übt, so im Stillen, so im Verborgenen, wie Sie, muß glücklich leben, weil er einen Schatz in seinem Busen trägt, dessen Zeichen Zufriedenheit sind.“

„Und wenn nun das Leben ohne Liebe dahin fließt, wenn ich nun flehe und seufze um Theilnahme an der Freude, welche ich hier und da schaffe, um Mitleid bei den Trübsalen, welche das harte Schicksal mir auflegt, und mein Gemahl sich kalt von mir wendet, und an den Spieltisch eilt, um das Wohl von Familien in einem Abende auf eine Karte zu setzen; wenn ich, um seinen Vorwürfen zu entgehen, mich an fremde Busen werfen muß, daß sie mit mir weinen, fremde Menschen zum Werkzeuge meiner

Pflicht machen muß, — die Dame war an Karls Brust gesunken, — o das schmerzt, wenn wir die Menschen in denen verachten lernen, welche unser Dasein zunächst umgeben, wenn wir in der Welt nur auf Fremde stoßen."

„O," sagte Karl voll Enthusiasmus, „Sie nennen einen Fremden doch wohl nicht den, welcher mit Ihnen gleich fühlt, und dann, Theuerste, sind alle edle Menschen Ihre Freunde, und wenn sie Bettler, und Sie eine Fürstin wären!"

Die Dame fuhr sichtbar erschrocken auf. „Wer um Gotteswillen, wer hat Ihnen meinen Stand verrathen? O ich Unglückliche, ich bin wieder um eine Hoffnung ärmer. In Ihnen glaubte ich einen Freund zu finden, der mich um mein selbst willen liebte und ehrte, und jetzt — Ich Unglückliche, was habe ich gethan? Küsse auf Ihre Lippen gedrückt, an Ihrer Brust geweint! Sein Sie barmherzig, verlassen Sie mich, und verschweigen Sie, was Sie erfuhren."

„Ich Sie verlassen, Fürstin! ich Sie verlassen! Nein, nein! nicht eher, als bis ich auf meinen Knieen Ihnen gestanden, was ich für Sie fühle. O Fürstin! dieser Edelmuth, dieses Unglück, fordert meine Hochachtung, aber

diese Schönheit ändert diese Empfindung in Liebe um. Warum habe ich Ihren Stand erfahren! warum konnte ich nicht zu Ihnen hintreten, und Ihnen als einem mir gleichen Frauenzimmer mein Herz anbieten, welches —"

„Mir gehört!" schrie hier lachend Jemand hinter Karln, welcher bestürzt aufsprang. Es war Sophie, welche sich todt lachen wollte.

„So, junger Herr," sagte sie, „sind das die Empfindungen, welche für ein Leben mit mir ausreichen sollten? Ist das die mir geschworene Treue? Glauben Sie, daß ich es gleichgültig ansehn kann, daß Sie meiner Cousine ein Herz antragen, welches Sie diesen Sommer mir so oft, und unter tausend Schwüren zugesagt haben?"

„Sophie!" sagte Karl stammelnd.

„O Ihr Männer seid Helden! Erinnern Sie sich noch, wie Sie diesen Sommer prahlten? wie Sie mir es übel nahmen, als ich behauptete, Sie könnten mir wohl einmal auf ein Paar Tage untreu werden. Ich nahm mir vor, Sie zu bestrafen. Meine Cousine, welche mich besuchen wollte, mußte auf meine Bitte Ihnen ein Abenteuer in den Weg werfen, und welch ein Abenteuer! schlecht erdacht, schlecht ausgeführt! und doch sind der

junge Herr, durch ihre Liebe zum Wunderbaren gereizt, durch Eitelkeit bestochen, und durch Schönheit überlistet, in die gelegte Falle gelaufen. Lieber Karl, wie weit hätte dies Alles noch getrieben werden können, wenn ich Sie recht tief hätte kränken wollen!"

„Sophie!" sprach Karl gerührt, „können Sie mir vergeben?"

„Vergebung habe ich Ihnen ja schon vergangenen Sommer versprochen. Aber lieber Karl, ohne eine kleine Lehre kommen Sie nicht weg, und die wollte ich wohl, daß sie alle junge Männer sich recht tief in's Herz schrieben."

„Nun, und die ist?" fragte Karl.

„Versprecht Treue in Rücksicht Eurer Handlungen. Empfindungen kann kein Mensch geloben; über diese ist er nicht Herr. Aber dann, wenn er durch diese Empfindungen sich zu unrechtmäßigen Handlungen verleiten läßt, wie, unter uns gesagt, Sie, lieber Karl eben im Begriff waren, dann kann nur die Liebe, — sie küßte ihn zärtlich, — das Verdammungsurtheil zerreißen."

Die Entführung.

Emilie war die Nichte eines reichen Kaufmanns, sie wohnte seit dem Tode ihrer Mutter bei ihm; er hatte keine Kinder, und wollte sie daher mit einem jungen Kaufmann verheirathen, damit seine ansehnliche Handlung nach seinem Tode fortgesetzt würde. Dieser Wunsch stimmte aber gar nicht mit den Wünschen seiner Nichte überein. Der Herr v. Rosenberg, ein junger Officier, hatte ihr Herz zu gewinnen gewußt, und er suchte diese Eroberung, weil ihm das Vermögen des Oheims eine gute Aussicht für sein ganzes Leben versprach, zu behaupten.

Herr Burchard sprach mit seiner Nichte, er sagte ihr, wie sehr er wünsche, sie vor seinem Tode noch versorgt zu sehn, und welche Freude sie ihm machen würde, wenn sie sich einen rechtschaffnen Mann wählte; er kündigte ihr endlich den Herrn Benedikt als ihren künftigen Gatten an. Emilie erblaßte, sie betheuerte, sie könne ihren Oheim nicht verlassen; er versicherte, daß das gar nicht nöthig wäre, denn Herr Benedikt würde künftig in seinem Hause

wohnen und seiner Handlung vorstehn helfen. Sie bat, er möchte sie nicht unglücklich machen, und Herr Burchard sah nicht ein, wie sie durch einen artigen, gesetzten, wohlhabenden Mann, wie Herr Benedikt, unglücklich werden könnte; sie sank endlich zu seinen Füßen, und gestand ihm ihre Liebe zu Rosenberg. Burchard's Zorn entbrannte; er erinnerte sich plötzlich an alle Gelder, die ihm die Officiere schuldig geblieben waren; er befahl seiner Nichte aufzustehn und mit ihm keine Comödie zu spielen, versicherte, daß sie nicht die geringste Hoffnung hätte, jemals seine Einwilligung zu bekommen, und drohte endlich, daß er nicht einen Augenblick mehr für sie sorgen würde, wenn sie sich nicht noch heut entschlösse, dem Herrn Benedikt ihr Wort zu geben.

Emiliens lebhafte Phantasie stellte ihr auf einmal alle Beschwerlichkeiten der Armuth dar; sie dachte plötzlich an den Verlust aller ihrer schönen Kleider, und eine armselige Mahlzeit, wie sie der Sold eines Lieutenants bestreiten kann, stand so lebhaft vor ihren Augen, daß sie darüber ganz vergaß, was sie so oft betheuert hatte, daß man in den Armen der Liebe jede Beschwerlichkeit vergißt; ja selbst Herr Benedikt schien ihr in diesem Augenblick nicht so unerträglich; sie versprach also dem Oheim, ihm noch

diesen Abend das Wort zu geben. Herr Burchard war sehr mit seiner Nichte zufrieden; er lobte sehr ihren Verstand und setzte ihr noch weitläuftig auseinander, wie wenig man an einem Lieutenant habe, und Emilie verließ ihn sehr beruhigt, mit dem festen Vorsatze, alle Briefe des Lieutenants zu verbrennen.

Sie wollte diesen Vorsatz auch sogleich ausführen, schlug aber doch vorher noch einen Brief auseinander, und fing an, die zärtlichen Versicherungen einer ewigen Liebe zu lesen; plötzlich wurde ihr Herz erweicht, die Briefe wurden nur, statt dem Feuer übergeben zu werden, mit tausend Thränen und Küssen bedeckt; sie dachte mit Verzweiflung an ihren tyrannischen Oheim und an ihr gegebenes Wort, verabscheuete ihre Untreue gegen den zärtlich Geliebten und zerfloß in Thränen über ihr unglückliches Schicksal. Indeß der Abend nahte heran, und Emilie erschien elegant und mit Geschmack gekleidet in der Gesellschaft, die sie erwartete. Herr Benedikt nahte sich in reich gestickter Weste, und küßte ehrerbietig, mit einem tiefen Compliment, ihre Hand. Emilie verglich ihn in Gedanken mit Rosenberg, und preßte eine Thräne und einen Seufzer zurück. Herr Burchard stellte nun den Herrn Benedikt der Gesellschaft als den Bräutigam seiner Nichte vor, man verlobte sich, die Ge-

sellschaft gratulirte und scherzte nachher mit der Braut; nach dem Abendessen wurde die ganze Gesellschaft sehr fröhlich, und Emilie stimmte nach und nach mit ein; der Witz der alten Herrn und Damen zwang ihr manches Lächeln ab. Selbst der blöde steife Herr Benedikt wurde am Ende dreist, und raubte seiner Braut manchen Kuß, den sie sich immer sanftmüthiger rauben ließ. Herr Burchard war sehr vergnügt, daß seine Nichte den Lieutenant sobald vergessen hatte; man trennte sich am Ende, Jeder mit dem Andern äußerst zufrieden.

Emilie wollte sich auf ihrem Zimmer sogleich auskleiden, und sich ohne Sorgen dem Schlaf in die Arme werfen, als ihr Mädchen, die Vertraute ihrer Herzensangelegenheiten, ein Briefchen überreichte. Emilie kannte die Hand sogleich; es war vom Lieutenant. Alle Schwüre des Geliebten, daß eine Kugel sein unglückliches Gehirn durchbohren sollte, wenn sie ihm jemals ungetreu würde; daß er aber noch vorher am Hochzeitstage ihren Bräutigam am Altar niederstoßen wollte, standen auf einmal vor ihrer geängstigten Seele; sie sah ihn bluten, sinken, sterben. Sie öffnete mit Thränen das Billet; er ergoß sich in zärtliche Klagen, daß er sie den ganzen Tag nicht gesehn habe, er beschrieb die Sehnsucht nach der Geliebten seiner Seele,

so heiß, so innig; er befürchtete so ängstlich, daß sie ihn vergessen könne, und beschrieb auf einer ganzen Seite seine Verzweiflung in diesem Falle so fürchterlich, daß Emiliens Herz zerriß. „Nein! nie, nie,“ rief sie, „nie will ich eines Andern sein, Du Edler, Theurer; ach, ich bin Deiner nicht werth,“ setzte sie hinzu, indem sie das Billet schluchzend an ihre Brust drückte. Sie warf sich in ihrem ganzen eleganten Anzug auf ihr Bett und überlegte, was zu thun sei. Endlich richtete sie sich auf, ergriff eine Feder und schrieb; sie sprach von der Tyrannei ihres Oheims in den rührendsten Ausdrücken, sagte, sie wollte sein Herz nicht mit der Beschreibung ihres Jammers zerreißen, und dachte doch bei jeder Zeile, die sie niederschrieb, daran, wie der Geliebte mit zerrauftem Haar und zerrissener Seele da stehen, und den Brief lesen und wieder lesen würde, und die folgende Zeile wurde dadurch immer betrübter; endlich nahm sie auf ewig von ihm Abschied und verlangte, als den letzten Beweis seiner Liebe, von ihm, er sollte ihren Oheim nicht hassen.

Sie siegelte das Billet, gab es ihrer treuen Caroline zum Bestellen, trocknete die Thränen ab, kleidete sich aus, und legte sich ruhig nieder, das Weinen hatte sie ermüdet, sie entschlief bald.

Sie schlief noch, als Caroline schon mit ihrem Brief beim Lieutenant war; er öffnete ihn rasch, und als er die ersten Trauertöne vernommen hatte, überhüpfte er mit dem Auge ganze Perioden, um nur den Hauptinhalt zu wissen; er faltete den Brief wieder zusammen, ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und murmelte ein „Verdammt!" zwischen den Zähnen; er bat endlich Carolinen, die Antwort in einer Stunde abzuholen. Sie kam nach einer Stunde zurück, und erhielt eine Antwort, womit sie sogleich zu Emilien eilte. Der Lieutenant drohte darin mit den allerfürchterlichsten Schwüren, daß er sich sogleich ermorden würde, wenn Emilie nicht in Alles das einwilligte, was er zu ihrer Rettung aus den Händen des Wütherichs erfinden würde, und bat sie endlich, daß sie ihm eine Zusammenkunft in der Abwesenheit des Oheims auf ihrem Zimmer gewähren möchte.

Emilie ward von seiner zärtlichen Liebe gerührt, und bestellte ihn auf den Nachmittag zu sich. Er kam und legte ihr seinen Plan vor, der in einer Entführung bestand; er bewies ihr so deutlich, daß gar nichts dabei zu befürchten wäre, daß Emilie endlich einwilligte. Denn er sagte: „ist es wohl möglich, daß Ihr Oheim ohne Sie leben könnte? und wenn er sieht, wie stark unsre Liebe

ist, daß sie Sie zu einem solchen Schritte verleitet, wird er sich nicht selbst seine Hartherzigkeit vorwerfen und Sie um Verzeihung bitten? Zum Ueberfluß habe ich schon Urlaub auf sechs Wochen vom Regiment genommen, daß wir also auch von der Seite nichts zu befürchten haben. Und die Gelegenheit zur Flucht ist so leicht, Sie werden Ihren Oheim leicht bereden, daß er Sie auf die Maskerade führt. Ich habe den Herrn Benedikt sehr oft auf einem Kaffeehause getroffen und durch einen Zufall mit ihm verabredet, daß ich ihn auch dahin begleiten will; Sie haben nichts weiter zu thun, als mir Ihre Maske zu sagen, für das Uebrige will ich sorgen, und der Verwegene bestraft sich selber, indem er mich der Vereinigung mit Ihnen entgegenführt. Wir suchen die nächste Grenzstadt zu erreichen, lassen uns trauen, schreiben dann an Ihren Oheim, er vergiebt uns, und ehe sechs Wochen vergehen, kommen wir auf ewig vereinigt zurück."

Emilie fand die Aussicht sehr angenehm; sie willigte mit Vergnügen ein, und beschrieb ihm jeden Florstreif ihres Anzuges; sie freute sich heimlich, daß es doch bei ihrer Verheirathung etwas abenteuerlicher zugehe, wie gewöhnlich, da man sich blos verlobt, sich aufbieten und

trauen läßt. Sie schieden endlich unter Versicherungen ewiger Liebe von einander.

Emilie bat noch denselben Abend ihren Oheim, sie auf die nächste Maskerade zu führen; er versprach es sehr gern, und Emilie wurde über und über roth, weil sie an ihre Entweichung dachte.

Der erwünschte Abend erschien, und Emilie stieg mit klopfendem Herzen neben ihrem Oheim in den Wagen; er war heut ungewöhnlich freundlich, sie dachte zum ersten Mal an die Möglichkeit, daß es doch unglücklich ablaufen könnte; es kam ihr bald darauf gewiß vor, und sie war eben im Begriff, ihrem Oheim Alles zu entdecken, als der Wagen hielt. Man stieg aus, und Emilie sah bald den Lieutenant, den sie an einer weiß und rothen Rose, die er am Hute trug, erkannte, hinter sich. Herr Burchard sah sich nach der Maske um; Emilie zitterte, sie fürchtete, er würde ihn erkennen. Endlich als sie in ein Gedränge von Masken kamen, wandte sich Emilie geschickt, ließ den Arm des Oheims fahren, nahm den Arm der andern Maske und verlor sich mit ihm im Gewühl; er führte sie zu einer Seitenthür hinaus, zu einem eleganten Wagen, sie stiegen ein und der Wagen rollte fort; die Maske

saß neben Emilien stumm, nur zuweilen drückte er ihre Hand mit Zärtlichkeit an seine Brust. Der Wagen hielt vor einem kleinen Hause; „wollen wir hier bleiben,“ fragte Emilie befrembet. „Wir sind hier sicher, es ist meine Tante,“ antwortete eine bekannte Stimme, die aber nicht die des Lieutenants war. Emilie erschrak heftig, sie verlor alle Besinnung, sie stieg mechanisch aus dem Wagen und ließ sich in das Haus führen.

Das Haus schien ihr so bekannt, und doch konnte sie sich in der Betäubung nicht besinnen; die Maske führte sie durch einen Saal in ein kleines Zimmer; er führte sie zu einem Sopha, nahm die Maske ab, und Emilie erkannte ihren Vetter. „Gütiger Gott, wo bin ich?“ rief sie. Herr Rudolph erkannte nun plötzlich Emiliens Stimme, Beide sahn einander verlegen an. „Weßwegen haben Sie mich hierher geführt,“ fragte Emilie endlich furchtsam, sie befürchtete, er habe es auf Befehl ihres Oheims gethan. „Ich kenne kein ander Mittel, Ihre Vergebung zu erhalten,“ antwortete Herr Rudolph, „als wenn ich Ihnen mein ganzes Geheimniß anvertraue. Ich liebe die Schwester des jungen Waldorf, er haßt mich eben so sehr, wie seine Schwester mich liebt, und verhindert daher jede Zusammenkunft sorgfältig. Meine Sehnsucht,

sie einmal wieder zu sprechen, war unbeschreiblich, ich bat sie also schriftlich, sie möchte ihren Bruder auf die Maskerade fahren lassen, und mir hierher folgen; hier wollten wir nur eine halbe Stunde beisammen sein, ich hätte sie wieder hingeführt, und die Abwesenheit hätte sich leicht durch das Gedränge der Masken entschuldigen lassen; er hätte leicht geglaubt, daß seine Schwester ihn verloren und so lange gesucht hätte. Ein unglücklicher Irrthum raubt mir nun das Vergnügen, sie zu sehn, und zieht Ihnen vielleicht eine gleiche Unannehmlichkeit zu."

Emilie erwiederte nun diese Vertraulichkeit mit einer ähnlichen, und erzählte ihm unter vielen Thränen ihre Geschichte. „Was rathen Sie mir nun, daß ich thun soll?" fragte sie am Ende derselben. Rudolph schlug ihr vor, er wolle sie wieder hinführen, sie würde wahrscheinlich den Lieutenant noch finden, der seine Geliebte noch verzweiflungsvoller suchen würde. Fände man ihn nicht, so müßte sie freilich mit dem Oheim wieder nach Hause fahren, und bei dem müßte das Verlieren das Gedränge entschuldigen, und die Flucht müßte dann bis zu einer andern Gelegenheit verschoben werden. Emilie nahm den Vorschlag an, man stieg wieder in den Wagen und fuhr zurück.

Sie waren kaum in den Saal getreten, als sie eine Maske erblickten, die dasselbe Zeichen wie Rudolph am Hute trug; sie näherte sich ihnen, zog stillschweigend Emiliens Hand aus Rudolphs seiner, winkte dann einem Officier, der ihm folgte, und ging dann mit Emilien fort. Der Officier nahm sogleich Rudolphs Arm. „Mein Herr, Sie sind mein Gefangener." — „Ihr Gefangener?" rief Rudolph bestürzt, „weßwegen denn?" — „Das weiß ich nicht," antwortete der Officier, „Herr Burchard und Herr Benedikt haben versprochen, das zu verantworten. Und ich rathe Ihnen, mir stillschweigend zu folgen, damit ich nicht nöthig habe, Sie weniger höflich zu behandeln. Sind Sie unschuldig, so wird es Ihnen ein Leichtes sein, Genugthuung deßhalb zu bekommen."

Rudolph folgte dem Officier bestürzt in einen Wagen, der sie in weniger Zeit zu des Obersten Wohnung brachte, der Officier ließ sich melden. Der Oberst erschien sogleich; der Officier berichtete, daß er auf Ansuchen des Herrn Burchard und Benedikt diese Maske arretirt habe. „Lassen denn die alle Welt arretiren?" fragte der Oberst verdrüßlich, der Officier reichte ihm ein Billet des Herrn Burchard; der Oberst las es, und brach in ein lautes Gelächter aus; „wer sind Sie," fragte er endlich Rudolph;

dieser nahm die Maske ab und nannte seinen Namen; „wie kamen Sie mit der Dame zusammen," fragte er weiter. Rudolph antwortete, „sie ist meine Cousine, sie hatte im Gedränge ihren Führer, meinen Onkel, verloren, ich wollte ihn ihr wieder finden helfen, als mich dieser Herr plötzlich arretirte."

„Das thut mir leid," antwortete der Oberst lächelnd, „daß Ihnen Ihre Höflichkeit die Unannehmlichkeit zuzieht, Sie werden es schon morgen mit Ihrem Onkel ausmachen, weßwegen er Sie hat arretiren lassen; für jetzt sind Sie frei."

Der Oberst verbeugte sich und Rudolph ging höchst verdrüßlich, daß er seine Geliebte nun nicht gesprochen hatte, nach Hause. Die andre Maske war indeß mit Emilien weggefahren, alle Versuche Emiliens, sie zum Sprechen zu bringen, waren vergebens; er wies sogar ihre Liebkosungen verdrüßlich zurück. Der Wagen hielt endlich vor Burchard's Hause, „was ist das?" schrie Emilie in der größten Angst; er hob sie, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Wagen und führte sie auf Herrn Burchard's Zimmer. Emilie ging zitternd. „O mein Gott!" seufzte sie, als sie ihren Oheim sah, der verdrüßlich die Hand in den Kopf stützte.

„Danken Sie Gott," sagte Herr Benedikt pathetisch, indem er die Maske abnahm, „daß ich Sie aus den Klauen des Lieutenants errettet habe." Emilie erschrak von Neuem, als sie ihren Bräutigam erkannte. Herr Burchard sprach kein Wort: Emilie nahte sich furchtsam: „Lieber Onkel," fing sie an — er antwortete nicht, und sie stand bleich und zitternd da. „Dein Roman ist schlecht abgelaufen," sagte er endlich. Emiliens Beschämung war unbeschreiblich, sie verbarg schluchzend ihr Gesicht.

Endlich, als sich Herr Benedikt lange genug daran geweidet und sich überlegt hatte, daß dieser Vorfall ihm sogar nützlich sein könnte, daß Emilie nun froh sein müßte, wenn er sein Wort hielt und sie heirathete, und daß sie ihm nun entgegen kommen müßte, statt daß er sich sonst die Mühe geben mußte, sich um sie zu bewerben; so bat er endlich ihren Onkel, er möchte doch diesen übereilten Schritt ihrer Jugend vergeben. „Weil Herr Benedikt für Dich bittet," sagte der Oheim endlich, „so will ich es verzeihn, unter der Bedingung, daß in drei Wochen Deine Hochzeit sein muß, wenn anders Herr Benedikt das verlaufne Mädchen noch will." Der Bräutigam erklärte, daß er diesen Fehler einzig ihrer Jugend zuschreibe, und daß er bereit wäre, Alles zu verzeihn. Emilie küßte nun zur Versöh-

nung den Oheim und auch den Bräutigam, und man ging auseinander.

Als Emilie auf ihr Zimmer kam, weinte sie nicht, sondern überlegte mit ihrem Mädchen ernsthaft, wie man Nachricht vom Lieutenant bekommen könnte. Herr Benedikt irrte sich in Emilien gänzlich; er hatte geglaubt, daß seine großmüthige Verzeihung etwas zu seinem Besten bei ihr bewirken würde, und Emilie haßte ihn jetzt, da sie sich vor ihm hatte schämen müssen, unaussprechlich; sie war entschlossen, eher alles Mögliche zu wagen, als die Seinige zu werden, selbst ihren Onkel traf ein kleiner Theil dieses Hasses.

Der Lieutenant wartete am Abend der Maskerade schon ganz angekleidet, daß ihn Herr Benedikt abholen sollte; nachdem er eine halbe Stunde gewartet hatte, trat endlich eine Maske in sein Zimmer; „sind Sie fertig,“ fragte der vermeinte Benedikt, „schon lange,“ war die Antwort. „So kommen Sie.“ Man stieg in den Wagen, jetzt nahm der Oberst die Maske ab; „Sie sind mein Gefangener, Herr Lieutenant,“ sagte er dem bestürzten Rosenberg, „bis die Nichte des Herrn Burchard mit ihrem Bräutigam verheirathet ist; mich dünkt, die Strafe ist

für einen Mädchenentführer gelinde genug; daß aus Ihrem Urlaub nichts werden wird, versteht sich von selbst.“ — Der Lieutenant war so erschrocken, daß er kein Wort sprechen konnte.

„Mich wundert doch, daß Sie nicht einmal neugierig sind, wodurch Ihre Geheimnisse entdeckt sind,“ fuhr der Oberst spöttelnd fort, „da muß ich Ihnen doch bei dieser Gelegenheit einen guten Rath geben: wenn Sie künftig so etwas ausführen wollen, so geben Sie nicht blos Acht, ob der Oheim ausgegangen ist, sondern sehen Sie auch nach, ob nicht ein ehrlicher Buchhalter im Nebenzimmer sitzt, wo er Ihre Plane hören und sie dem Oheim entdecken kann.“

Unter ähnlichen Gesprächen, die den Lieutenant nicht besonders amusirten, kamen sie vor des Obersten Wohnung, der den Lieutenant nöthigte auszusteigen und mit einem Zimmer in seinem Hause vorlieb zu nehmen. Der Lieutenant folgte ihm mit verbissener Wuth, doch in der Hoffnung, daß er schon noch ein Mittel finden würde, Emiliens Vermögen zu bekommen.

Herr Rudolph war begierig zu wissen, wie es seiner schönen Nichte ergangen sei, und besuchte deßhalb am an=

dern Morgen seinen Oheim; er wunderte sich sehr, als er auf Herrn Burchard's Zimmer Emilien antraf; denn er war der Meinung, daß Niemand als der Lieutenant die Maske sein könnte, die Emiliens Hand aus der seinigen zog. Beide waren sehr froh, daß den Onkel Geschäfte auf einige Augenblicke abriefen. — „Lieber Vetter, wie unglücklich bin ich!" fing Emilie an. — „Was ist Ihnen begegnet, meine Theuerste," antwortete Rudolph. — Emilie erzählte nun mit wenigen Worten ihre Geschichte, sie sagte ihm, „sie hätte von ihrem Oheim gehört, daß der Lieutenant in des Obersten Hause gefangen wäre, man wird doch," schloß sie, „seine Freunde zu ihm lassen, ich bitte Sie bei aller der Liebe, die Sie selbst für die Waldorf fühlen, ihm diesen Brief zuzustellen, den ich schon in der Nacht geschrieben habe, ohne ein Mittel zu wissen, wie er ihn bekommen soll."

Rudolph versprach seiner Cousine alles Mögliche zu ihrem Glücke beizutragen; er empfahl sich, sobald der Oheim zurückkam, und eilte sogleich nach des Obersten Wohnung. Er bat den Obersten um die Erlaubniß, seinen besten Freund den Lieutenant Rosenberg sprechen zu dürfen, der Oberste kannte ihn nicht, und sagte ihm, daß er ihm das nicht verweigern wollte, doch unter der Bedingung, daß er

bei der Unterredung gegenwärtig sein dürfte. Rudolph mußte sich das gefallen lassen, er fürchtete, der Lieutenant würde behaupten, er kenne ihn gar nicht, und folgte deßhalb dem Obersten sehr verlegen. „Sprechen Sie,“ fing Dieser an, „ich habe es dem Herrn Burchard versprochen, daß ich alles Mögliche anwenden will, des Lieutenants Plan zu vereiteln, und ich muß mein Wort halten, ich habe ihm viele Verpflichtungen, sonst wollte ich sie dem Rosenberg wohl gönnen, denn das Mädchen ist reich, und Sie wissen wohl, reiche Officiere beim Regiment können nicht schaden.“

Sie kamen auf des Lieutenants Zimmer, „hier ist ein guter Freund von Ihnen, der Sie sprechen will,“ rief der Oberst; Rudolph war sehr verlegen; allein der Lieutenant, der ihn gar nicht kannte, errieth sogleich, daß er von Emilien kommen müsse. Beide umarmten sich also zärtlich. Rudolph bedauerte den Lieutenant; man sprach von ganz gleichgültigen Dingen; endlich bat der Lieutenant Rudolph, er möchte ihm einige Bücher, die er ihm nannte, aus seinem Quartier hierher besorgen, und bestellen, daß alle Briefe an ihn bei dem Herrn Obersten abgegeben würden.“ — „Das Letzte habe ich schon besorgt,“ sagte der Oberst; „und die Bücher will ich besorgen,“

antwortete Rudolph. „Wollen Sie indeß dies hier lesen,“ sagte er, und reichte ihm eins hin. Der Oberst hatte kein Arges daraus; der Lieutenant nahm das Buch mit einem Brief von Emilien; Rudolph und der Oberst entfernten sich nun bald.

Der Lieutenant las den Brief, worin Emilie schlechterdings ein Mittel zu wissen verlangte, wie sie sich den verhaßten Umarmungen Benedikt's und der Tyrannei ihres Oheims, und er sich der Gefangenschaft entziehn könne. Der Lieutenant wußte selber keins; er ging fluchend die Stube auf und ab, und machte mit sich aus, daß er der Unglücklichste der Menschen sei. Gegen Mittag kam der Oberst auf seine Stube und brachte ihm einen Brief, der Lieutenant las ihn, und sah daraus, daß sein Vater gestorben sei, seine Mutter bat ihn sehr, er möchte ihm doch die letzte Ehre erzeigen und zum Begräbniß kommen. Er weinte und reichte den Brief dem Obersten. Der Oberst wurde gerührt; „es thut mir leid,“ sagte er, „ich habe Herrn Burchard mein Ehrenwort gegeben, indessen, ich will selbst hinfahren und die Entlassung meines Versprechens suchen. Wenn das angeht, so können Sie morgen reisen, ich gebe Ihnen dann den Urlaub, den

Sie vor einigen Tagen in so schlechter Absicht forderten, und begleite Sie selbst zum Thore hinaus.'

Er fuhr auch wirklich hin zum Herrn Burchard und erzählte ihm den ganzen Vorfall; er stellte ihm und Herrn Benedikt vor, daß es für sie sogar sichrer wäre, wenn der Lieutenant entfernt sei, und daß dieser, wenn er zurückkäme, Emilien schon als Frau fände. „Wenn wir nur das verdammte Sachsen nicht so nahe hätten," sagte Herr Burchard, „wo man Jedermann ohne Umstände trauet!" Herr Benedikt versicherte, „daß gar nichts mehr zu befürchten wäre, er wäre mit dem Betragen seiner Braut seit dem Abend, da sie sich hätte wollen entführen lassen, vollkommen zufrieden, denn sie schien sogar sehr verliebt in ihn; er glaubte, daß sein großmüthiges Verzeihen ihr Herz so sehr gerührt habe, und man brauchte es ihr ja gar nicht zu sagen, daß der Lieutenant frei wäre."

„Wenn Sie es zufrieden sind," sagte Burchard, „ich kann es mir gefallen lassen," und so wurde beschlossen, daß der Lieutenant am andern Morgen reisen sollte. Rudolph sprach am Abend in des Obersten Gesellschaft, der keine Vorsicht sparen wollte, den Lieutenant; dieser erzählte dem Rudolph den Tod seines Vaters, und daß er morgen ab-

zureisen dächte, um noch bei seinem Begräbniß zu sein. Rudolph erkundigte sich im Gespräch ganz unschuldig nach dem Wohnort seines Vaters, es fand sich, daß er ganz nahe an der Grenze sechs Meilen von der Stadt entfernt sei, er bedauerte den Lieutenant recht herzlich, wünschte ihm eine glückliche Reise und empfahl sich.

Er besuchte gleich am andern Morgen Herrn Burchard und stattete Emilien von Allem Bericht ab; es wurde ausgemacht, daß sie ihrem Bräutigam recht sehr freundlich begegnen sollte, damit es schien, als hätte sie den Lieutenant ganz vergessen. Der Oheim und der Bräutigam waren über Emiliens Betragen sehr vergnügt; es waren nur noch acht Tage bis zu ihrer Hochzeit. Rudolph hatte indeß an den Lieutenant geschrieben und ihn gebeten, Alles zu Emiliens Empfang einzurichten; er bestimmte den Tag, wenn er mit ihr ankommen würde. Herr Burchard war so vergnügt über Emilien, daß er, um ihr eine Freude zu machen, einen Ball veranstaltete, wozu viele junge Leute und auch Rudolph gebeten wurden; am Abend beklagte sich Emilie gegen ihren Oheim, sie wäre nicht wohl, sie wünschte ihm und ihrem Bräutigam eine gute Nacht, und bat, man möchte sie bei der Gesellschaft entschuldigen, wenn man sie ja vermissen sollte. Sie ging

auf ihr Zimmer, welches sogleich verschlossen wurde. Emilie vertauschte ihre weiblichen Kleider mit männlichen, und als sie die Musik verstummen hörte, schlich sie sich mit Herzklopfen wieder herunter, mischte sich auf dem Gang unter die fortgehenden Gäste, hing sich an Rudolph's Arm, setzte sich zu ihm in den Wagen, und lag schon in des Lieutenants Armen, ehe Burchard seine Nichte vermißte. Der Lieutenant eilte sogleich mit ihr über die Grenze, und Rudolph kehrte zurück mit Briefen voll demüthigen Bitten an den Oberst vom Lieutenant und an Herrn Burchard von ihm und Emilien.

Er ging zuerst zum Obersten, dieser konnte es nicht lassen, seine Freude darüber zu äußern, daß sie der Lieutenant doch bekommen hätte; er hatte einen kleinen Haß auf Benedikt geworfen, daß dieser sich zutraute, daß ein Mädchen über ihn einen Officier seines Regiments vergessen sollte; er versprach Alles so viel als möglich zum Besten zu kehren; er ließ sich die Briefe an Herrn Burchard geben, und wollte sie selbst überbringen.

Er fand das ganze Haus in Unordnung über Emiliens Entweichung; der Oheim war mehr gerührt als zornig; er stand und weinte, der Oberst hielt das für ein gutes

Zeichen, er erkundigte sich nach der Ursache seines Kummers. Burchard klagte, daß seine Nichte ihm entlaufen sei; „wenn ich nur ihren Aufenthalt wüßte," rief er, „ich habe keine Kinder, wenn ich nur das einzige Kind wieder hätte!" — „Würden Sie ihr Alles verzeihen," fragte der Oberst, und reichte ihm Emiliens und des Lieutenants Briefe. Kaum sah Herr Burchard, wo seine Nichte und wie demüthig sie war, als sein ganzer Zorn erwachte; er schwur, der Lieutenant sollte sie nicht behalten, sie sollte Benedikt heirathen, oder er wolle sie enterben. Der Oberst wendete seine ganze Beredtsamkeit an, Emilien zu entschuldigen; Burchard tobte immerfort, er schalt seine Nichte ein verlaufenes Mädchen. „Herr Burchard hat Recht," sagte Herr Benedikt, als er sah, daß der Oberst etwas zu ihrer Vertheidigung sagen wollte, „meinen Sie, daß es eine solche Kleinigkeit ist, einem Bräutigam so zu entlaufen, wahrlich es wird mir keine kleine Ueberwindung kosten, wenn sie meine Frau wird, das zu vergessen." — „Rechnen Sie denn noch darauf, daß sie Ihre Frau werden soll?" fragte der Oberst. — „Freilich würde ich mich erst noch besinnen müssen," antwortete Benedikt.

„O, wenn Sie viel Besinnens nöthig haben," schrie

Burchard, „so mag ich sie lieber dem Lieutenant geben, der nimmt sie doch, ohne sich zu besinnen.“ — „Das ist wahr,“ versetzte der Oberst. Herr Benedikt wollte gern das Gesagte wieder gut machen; aber der Oberst ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, und setzte Burchard weitläufig auseinander, daß der Lieutenant seinem Hause einmal doch mehr Glanz geben könnte, als Benedikt, daß er einmal Oberst, und wenn er viel Glück hätte gar General werden könnte, daß er Emilien und sie ihn herzlich liebe. Herr Burchard las die Briefe noch einmal, und fand sie so rührend, daß er weinte und ihnen vergab, er reiste selbst hin, um sie abzuholen und feierte in seinem Hause ihre Hochzeit.

Durch Burchard's Geld vergaß der Lieutenant, daß er jemals arm war, und daß eben dieses Geld der Hauptbewegungsgrund gewesen sei, warum er Emilien heirathete; er schrieb Alles seiner großen Liebe zu, und seine Jugend kam ihm bis in sein Alter sehr poetisch vor. Emilie war fest von ihrer Liebe überzeugt, da sie sogar um seinetwillen aus ihres Onkels Hause entlaufen war, und Beide hatten die Freude, daß sie alle Stellen über Liebe aus allen Büchern auf sich anwenden konnten, und so lebten sie in einer recht glücklichen Ehe.

Herr Burchard war sehr mit sich zufrieden, da er das Glück zweier Menschen durch Aufopferung seines Lieblingswunsches gemacht hatte; Herr Benedikt tröstete sich über den Verlust seiner Braut bald durch die Heirath mit einer reichen Witwe. Rudolph blieb der Freund des Hauses, und so lebte die ganze Familie sehr vergnügt.

Sechs Stunden

aus

Fink's Leben.

Erste Stunde.

Von fünf Uhr Abends bis sechs Uhr.

Fink saß auf seinem Sopha am Ofen, mit frisirtem Kopfe, in tiefem Negligé, und las Goethen's Iphigenie. Es schlug fünf Uhr, Jemand stürmte die Treppe herauf: es war Fink's Herzensfreund, der junge Hartmann, welcher heftig, den Hut auf dem Kopfe, eintrat, um Fink zur Gesellschaft bei dem Rathe Bunian abzuholen.

Fink hatte ein kleines Vermögen und viele Bedürfnisse, seine Capitale verloren sich unter seinen Händen, und die Alphabete, mit denen er die Welt beschenkte, waren nicht hinreichend, die Lücken auszufüllen, welche Spiel, Wein, Mädchen u. s. w. in sein Vermögen gerissen hatten. Er sah sich deßwegen nach einem Amte um; und da er von Jugend auf Lektüre gehabt, auf Universitäten Aesthetik gehört, und wirklich über diese Gegenstände viel nachgedacht hatte, so hielt er sich zu einem

Professor der schönen Wissenschaften für fähig und berufen, und hatte durch die Becker'sche Familie, welche viel Einfluß und drei mannbare Töchter hatte, sich dem Minister, welcher die Professur vergab, empfehlen lassen. Bei dem Rathe Bunian sollte er dem Minister präsentirt werden, und aus seinem Munde die Entscheidung hören.

„Aber Fink!" sagte Hartmann, indem er noch die Thüre in der Hand hielt, „noch nicht einmal angezogen? Heute, wo das Glück Ihres Lebens, die Ruhe Ihres Alters auf dem Spiele steht — —"

„Ach! ich hatte mich so vertieft," sagte Fink, „und die Zeit ging hin unter dieser Lektüre, ich weiß nicht wie — Sehn Sie, wenn man über Iphigenie die Zeit vergißt, so ist man wahrlich zu entschuldigen. Welch ein Meisterwerk ist dieses Stück! Der reinste Abdruck des griechischen Menschengeistes — ich weiß nicht, ob Sie mich verstehn?"

„Ein andermal davon," sagte Hartmann — „jetzt ziehn Sie sich nur an."

„Nein! nicht ein andermal, jetzt — mein Herz ist voll und warm, und dann spricht man am Besten über Dichter. — Sehn Sie, ich meine — jedes Product der schönen griechischen Kunst fordert, um verstanden zu wer-

den, Griechen. — In jeder Zeile, in jeder Anspielung, liegt für uns ein Stoff zu einer antiquarischen Bemerkung; aber in Goethen's Iphigenie ist nur die allgemeine Schönheit alles das, was uns unter jeder Bedingung rührt und entzückt, weil es nicht griechisch, sondern menschlich ist, zusammengetragen und mit jener äußern griechischen Form verbunden, als da sind: Simplicität der Fabel, des Dialogs; häufige, prätensionslose, tiefe Sentenzen und Reflexionen und —"

„Ja doch! o ja doch!" sagte Hartmann, und sah nach der Uhr.

„Ferner der Plan — giebt es ein größres Meisterstück als dieses? er ist mir immer wie ein anmuthiger Hügel vorgekommen, welchen man auf der einen Seite besteigt und auf der andern verläßt — bis zur Scene, wo Orestes wahnsinnig wird, steigt das Interesse der Leidenschaft immer höher, und von da führen die Sitten der Personen und die Handlung es fort und einem sanften Schlusse zu —"

„Sie haben sehr recht, aber — — es wird wirklich spät."

„Nur noch darauf möcht' ich Sie aufmerksam machen: welch ein tiefer Sinn in der Idee liegt, daß Iphigenie

durch einen unwillkührlichen Zug ihres Herzens getrieben, den Anschlag entdeckt, welchen Pylades gegen Thoas hegt, und daß auf diese Folgsamkeit gegen das innere Gefühl das Glück der Iphigenie, des Orestes und des Pylades gegründet wird. — Sie glauben nicht, wie klein mir Dichter vorkommen, welche eine Reihe von Maschinen erfinden, um eine sogenannte gute Lehre den Menschen einzuimpfen, da es hier mit so wenigem Aufwande, so fast unvermerkt, und doch so innig geschieht. — Wahrlich! ich würde den Menschen, welcher, wenn er die Iphigenie gelesen, hingehn und schmeicheln oder die Wahrheit verleugnen könnte, ich würde ihn auf das Aeußerste verachten; ich würde zweifeln, ob Plato recht habe, wenn er sagt, daß die Menschen nur die Göttlichkeit der Tugend zu sehen brauchten, um sie anzubeten."

„Wollen Sie sich nicht anziehn? Es ist halb sechs Uhr," sagte Hartmann in vollem Aerger.

„Was das für Menschen sind!" sagte Fink, und stampfte mit dem Fuße. „In dieser Stimmung denke ich nicht an die Zeit und an andere Menschen; die Professur, welche ich bekommen soll, kömmt mir wie eine Narrenkappe vor, welche ich aufsetzen muß, damit die andern Narren mich nicht auslachen."

„Ich habe schon oft bemerkt," sagte Hartmann, „wie intolerant Sie sind, wenn Sie in Enthusiasmus gerathen. Ich tadle es nicht, daß uns Producte der schönen Künste entzücken; nur muß unsre Liebe zu den Künsten nie das praktische Leben durchschneiden, sondern wie Parallellinien daneben herlaufen, ohne es in einem Punkte zu berühren."

„Etwas Schlechteres haben Sie lange nicht gesagt," unterbrach ihn Fink. „Was sind denn die schönen Künste werth? Und was gelten sie durch die erregten schönen Empfindungen, wenn sie nicht eine Stimmung in der Seele hervorbringen, welche einen wohlthätigen Einfluß hat, nicht nur in den Momenten, wo ich als selbstständiges Wesen egoistisch mich selbst und meine Stimmung genieße, sondern auch, wenn ich mit andern Wesen zusammentreffe. Das ist eben das Hohe in den schönen Künsten, daß sie die Seele anfassen, man weiß nicht wie, und daß ihr Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft nie schädlich, aber, ohne daß man es berechnen kann wie sehr, immer wohlthätig ist. Wenn ich aber einen Proceß schlichte —"

„Sie verfallen in Paradoxen. — Lassen Sie uns statt des Allgemeinen in's Besondere gehn. Setzen Sie, bei Ihrer ungemeinen Neigung keine Zeit zu respectiren,

hätten Sie ein Amt, wie würden Sie dessen warten? Wie oft würden Sie den poetischen Enthusiasmus der körperlichen Pflicht vortreten lassen — und wäre das recht gehandelt?"

„Nein!" sagte Fink; „aber ist denn das recht, immer in dem bürgerlichen Kreise zu leben, und so, wie Sie, keinen Begriff mehr respectiren, als den der Zeit? Sie thun wahrlich gerade, als wenn die Natur und nicht die Menschen die Stunden erfunden hätten, als wenn das ganze Leben eine Musik wäre, und die Stunden die einzelnen Tacte, in welchen eine bestimmte Anzahl Noten müssen abgespielt werden —"

„Und wenn dem so wäre, wie es nicht ist, wenn ich mich so an Minuten bände: wäre es denn nicht Ihre Pflicht, meiner Schwachheit nachzusehn?"

„Und wäre es nicht Ihre Pflicht," sagte Fink, „von Ihrer Schwachheit etwas abzuweichen, um meine zu unterstützen?"

„Das ist egoistisch gedacht!"

„So! wenn ich mich recht erinnere, so tadeln Sie selten etwas Anderes an mir, als eben diese Ungefälligkeit in diesem Punkte."

„Sehr wahr!“ sagte Hartmann.

„Nun, lieber Herr! ich tadle noch viel mehr Schwachheiten an Ihnen; aber ich fordre nicht, daß Sie sie ablegen sollen. Nun ständen wir also in diesem einen Punkte völlig gleich, und nun frage ich Sie: Sie, der Sie Ablegung dieser meiner Schwäche als Gefälligkeit von mir fordern, warum leisten Sie mir diese Gefälligkeit nicht, da es ebenfalls nur das Einzige ist, was ich von Ihnen begehre? Ich möchte nun wohl fragen: wer von uns Beiden ist mehr Egoist? Und ich denke, man wird wohl antworten müssen: Beide gleich stark.“

In dem Augenblicke fuhr ein Wagen vor. Hartmann riß mit Heftigkeit die Uhr aus der Tasche. „Nun bitte ich Sie um Gotteswillen! in zehn Minuten ist's sechs Uhr; nun sollen wir noch zu Becker's fahren, vor sieben Uhr können wir nicht bei Bunian sein.“

„Aber, mein Gott!“ sagte Fink, „wer hat denn nun aufgehalten? Ich hätte mich lange angezogen, wenn Sie sich mit mir nicht gezankt hätten.“

„Gezankt?“ erwiederte Hartmann, „das nennen Sie wahrscheinlich nur darum zanken, um mich bei Gelegenheit zänkisch zu nennen.“

„So! das ist wohl nicht gezankt, wenn man Jemanden einen Egoisten nennt? Man zankt wohl nur dann, wenn man sich schimpft?"

„Und Sie hätten sich wohl," sagte Hartmann, „nicht während unseres Gespräches anziehen können? — Nun, so ziehn Sie sich wenigstens jetzt an."

„Gleich!" sagte Fink, und sprang an die Klingel. „Friedrich! reine Wäsche, mein braunes Kleid, die streifigte Weste und die schwarzen seidnen Strümpfe — aber nun die Beinkleider?"

„Um Gotteswillen! eilen Sie."

„Nun, mehr kann ich nicht thun," sagte Fink, „als daß ich eile; der Schade ist ja doch einmal geschehn."

Hartmann kehrte sich mürrisch gegen das Fenster, und sah durch die Scheiben.

Fink steckte sich nach und nach in die Kleider, Alles zog er schief, Alles verkehrt an, er stampfte öfters mit den Füßen, und leitete auf diese Art seinen Zorn in die Erde ab. Endlich stand er schmuck angezogen da. Er wandte sich an Hartmann.

„Nun!" sagte er zu diesem, „noch mürrisch?"

„Ach, lassen Sie mich!" sagte Hartmann, „Sie verderben einem jedes Vergnügen durch diese verdammte Nachlässigkeit."

„Wer verdirbt denn," sagte Fink kalt, „ich verlange ja nur, was ich gebe, Toleranz."

„Schon gut! Aber Sie werden sehn, wie unglücklich Sie sich durch solche Nachlässigkeiten noch machen werden. Es fehlt Ihnen ganz an Weltkenntniß, und da wäre es wohl billig, daß Sie auf mich hörten, der ich zwei Jahre älter als Sie bin, und von Jugend auf in der Welt gelebt habe."

„Wollen wir jetzt gehn?" sagte Fink.

„Kommen Sie," erwiederte Hartmann; „aber Sie haben mich ganz verdrüßlich gemacht; ich kann nicht dafür, so unrecht es ist: ich bin ganz verstimmt."

Sie fuhren nach dem Becker'schen Hause.

Zweite Stunde.

Von sechs bis sieben Uhr.

Der Wagen hielt vor Becker's Thüre. Fink und Hartmann stiegen aus, und fanden in einem Zimmer Mademoiselle Karoline Becker, welche die Fremden empfing, weil Vater, Mutter und Schwestern noch mit dem Putze zu diesem Feste beschäftigt waren.

Mademoiselle Becker hatte eine Physiognomie, welche einer Schwärmerin nicht übel stehn würde; allein sie hatte nichts von dieser als die Physiognomie, welches sie auch recht gut wußte. Sie suchte daher durch einen Putz, welchen ich idealisch nennen möchte, wenigstens war immer ein oder das andere Stück von dieser Beschaffenheit — den Eindruck ihrer leichten Schönheit dauernder zu machen. So ging sie ein halbes Jahr, aller Mode zum Trotz, mit einer Rose in den Haaren und großen blauen Glascorallen um den Hals, welcher Putz ihr eben des Abweichenden wegen, das Ansehn einer Fremden und etwas Piquantes gab, welches ihre Nebenbuhlerinnen, und dazu gehörten dermalen alle unverheiratheten Mädchen, vergeblich zu erlangen suchten und daher verlästerten.

„Sein Sie uns willkommen, meine Herren!“ sagte sie. „Wie befinden Sie sich, Herr Fink?“

„Recht wohl, Mademoiselle!“ erwiederte Dieser, „und Sie — doch Sie müssen sich wohl befinden oder — es geschieht das himmelschreiendste Unrecht.“

„Ich habe Zahnweh,“ sagte sie; „sehen Sie? die Backe ist mir ein wenig angeschwollen.“

„Man merkt es nicht, Mademoiselle! — Treten Sie hin, wahrlich man merkt es nicht — aber freilich kein Wunder ist es, Zahnweh zu haben, das Wetter —“

„Ich gestehe Ihnen,“ sagte Mademoiselle Becker, „ich würde mich gar nicht um das Wetter bekümmern, wenn es mir nicht Zahnweh verursachte. — Sie wissen, wie ich darin denke: ein Hausfreund zaubert mitten im häßlichsten Winter mir den schönsten Frühling in das Zimmer. — Aber, warum besuchen Sie uns so selten?“

„Ich glaube, ich habe Sie oft genug incommodirt,“ erwiederte Fink, „und besonders Ihren Herrn Vater, dem ich meinen Dank nicht genug sagen kann, wenn es anders so ist, wie er mir schrieb, daß nur der Minister mich noch sehn wolle, um mir die Stelle zu conferiren.“

„So ist es! Und ich gratulire im Voraus nicht blos zur Stelle, sondern auch zu dem, was Ihr Herren gemeiniglich

mit der Stelle zu verbinden sucht, zur Frau. — Nicht wahr, Herr Hartmann! es fällt Ihnen auf, ein Frauenzimmer, und noch dazu ein unverheirathetes, so sprechen zu hören? aber fragen Sie nur Herrn Fink, ob er mich nicht oft eine Philosophin genannt hat, und daher mag er mich entschuldigen; sonst müßte ich freilich bitten, mich nicht nach meinen Einfällen zu beurtheilen."

„O, Mademoiselle!" erwiederte Hartmann, „Sie sind gefährlich, Sie haben tiefer in sein Herz gesehn als ich — er hat seit einiger Zeit viel Gedichte geschrieben: ich glaube wirklich, daß er verliebt ist."

Mademoiselle Becker ward roth, denn diese Gedichte waren an sie.

„Wir wollen," sagte sie, „Ihrem Freunde, wenn er ein solches Geheimniß hat, es weder durch Zureden noch durch Spöttereien entreißen. Er wird es uns schon sagen, wenn er es für nöthig findet. — Nicht wahr, Herr Fink — ich kann auf Ihr Vertrauen rechnen?"

„Mademoiselle!" sagte Fink in einiger Verwirrung, „Sie beschämen mich," er beugte sich bei diesen Worten auf ihre Hand und küßte sie mit einer kleinen Heftigkeit.

Der Vater trat ein. Ein gerader Mann, der immer

die gebahntesten Wege, das heißt, die Wege ging, auf welchen die Meisten gehn.

„Sieh' da, mein lieber Freund!" sagte er zu Fink, und umarmte ihn; „sind Sie es? nun ich gratulire — Ihr Diener, lieber Herr Hartmann! ich hoffe, Ihr Freund ist recht heiter."

„O ja, lieber Herr Becker!" sagte Hartmann.

„Und das danke ich Ihnen allein," fiel Fink ihm in die Rede; „Sie haben mich mit Ihrem Rathe, mit Ihrem Einflusse, wie ein Vater, unterstützt, was wäre ich ohne Sie —"

„Und Sie, mein lieber Fink! haben sich immer gegen mich als Sohn betragen, ich habe Sie sehr lieb gewonnen, Sie sind ein solider junger Mann, welcher alle Unterstützung und Achtung verdient. Ich habe mich recht gefreut, Ihnen dienen zu können, und wenn noch irgend etwas zu Ihrem Glücke fehlt, so sagen Sie es mir, und wenn es in meinen Kräften steht, so werde ich sie anstrengen, um Ihnen es zu gewähren."

„Ich danke Ihnen — wenn ich vielleicht also Ihre Vorsprache," er sah seitwärts auf Mademoiselle Becker, „und wer weiß, wie bald es kommt — wenn ich sie sollte nöthig haben — so werden Sie mich gewiß unterstützen."

„Gewiß," sagte der Vater mit freundlichem Lächeln, „ganz gewiß, mein lieber Fink!" Dabei drückte er ihm die Hand und küßte ihn. „Wir sehn uns doch heute Abend? — Sie verzeihn! Ich habe noch einige Geschäfte — wollen Sie noch hier verweilen, so schlage ich Ihnen meine Tochter zur Gesellschaft vor."

Der Vater ging. „Erst halb sieben Uhr. Sie haben ja noch Zeit genug," sagte Karoline.

„Verzeihen Sie," sagte Hartmann, „es ist schon fünf Minuten über halb."

„Und wenn auch," sagte sie. „Apropos, Herr Hartmann! Wissen Sie wohl, daß ich neue Musikalien bekommen habe? — Hier sehn Sie diese Sonate — sie ist vortrefflich! Wollen Sie sie einmal probiren?"

Sie öffnete bei diesen Worten das Fortepiano, und Hartmann fingerte mit dem größten Verdruß darauf herum. Karoline wandte sich sogleich zu Fink.

„Sie haben," sagte sie, „in Ihrer letzten Schrift das häusliche Glück so lebhaft und innig geschildert, daß ich die Stelle S. 36 im zweiten Theile — sehn Sie, so habe ich Ihre Schriften inne! — mehr als dreimal gelesen habe."

„Ich habe," erwiederte Fink, „als ich die Schilderung entwarf, an Ihren Familienzirkel und an Ihre Gesellschaft gedacht. So wie Gertrud, in meinem Buche, so ist Ihre Frau Mutter, und so wie Röschen, müßten Sie als Gattin sein," bei den letzten Worten küßte er ihre Hand.

Karoline erröthete. „Sie schmeicheln mir," sagte sie, „und das thut mir leid. Ich bin ein unbefangenes Mädchen, welches leicht auf Schmeicheleien hört, und Sie haben es zu verantworten, wenn ich auf mich stolz werde, da ich bis jetzt nur eitel war."

„O!" sagte Fink, „welch eine liebenswürdige Schalkheit und Offenheit."

„Zeit? Allerdings ist es die endlich," sagte Hartmann, und sprang von dem Fortepiano auf.

„Sie sehn," fuhr Fink fort, „was mich eigentlich von Ihnen trennt: die Zeit und mein Freund Hartmann. Ich habe noch das Vergnügen, Sie heute Abend zu sehn."

„Das Vergnügen wird auf meiner Seite sein," sagte Karoline, und sah bei dem accompagnirenden Knickse Fink allein an.

Kaum waren beide Freunde in den Wagen gekommen, welcher nun nach Bunian's Hause fuhr, so brach Hartmann los. „Aber, Fink! sagen Sie mir, wie können

Sie dies Betragen mit feiner Empfindung, mit Freundschaft, mit Rechtschaffenheit reimen, welches Sie in dieser Familie und gegen mich jetzt eben beobachtet haben."

„Es wird sich doch noch immer so gut reimen, als die neusten Verse — aber was habe ich denn schon wieder gethan?"

„Was Sie gethan haben?" sagte Hartmann; „Sie lieben doch die reiche Mademoiselle Müller, und wollen sie heirathen?"

„Allerdings! Nun, was weiter?"

„Und Sie unterfangen sich, in dem Herzen eines alltäglichen, eitlen, trivialen Geschöpfs Hoffnungen zu erregen, welche Sie nicht zu erfüllen im Stande noch Willens sind."

„Hoffnungen," sagte Fink, „wie die Leute sich ausdrücken. — Glauben Sie mir, ich bin weder so niedrig noch so vorzüglich, als Sie glauben; ich bin ein ganz gewöhnlicher Mensch, der eben so wenig Ihrem Ideale als dem Bilde entspricht, welches Sie in Stunden übler Laune sich von ihm entwerfen."

„Was soll das hier?" sagte Hartmann, „die ganze Frage ist die: ist es recht, einem Mädchen zu verstehn zu

geben, man wolle sie heirathen, blos um ein paar angenehme Viertelstunden zu haben."

„Es ist Ihr ewiger Fehler," sagte Fink, „jedes Ding nur von einer Seite anzusehn. Ich werde in Becker's Haus introducirt, drei mannbare Töchter werden mir vorgezeigt und mir zu verstehn gegeben, ich könnte mir eine davon zur Frau aussuchen; ich kann des alten Becker's Einfluß benutzen, um die Professur zu erlangen, soll ich nun dieser Familie, welche übrigens eine der gemeinsten ist, welche ich kenne, soll ich dieser mein Geheimniß anvertrauen, daß ich schon versprochen sei? Ich lasse also die Sache auf sich beruhen; man nimmt meine Galanterien für Aeußerungen der Leidenschaft — was kann ich dazu — man verwendet seinen Einfluß, um mir ein Amt und eine Tochter an den Hals zu werfen; soll ich nein sagen, da nicht ich, sondern Becker's das primum mobile waren? Zudem habe ich mich wirklich in dem Hause oft amüsirt, und war eine Zeitlang in der That verliebt."

„Wofür soll ich Sie halten? Sie ein Bräutigam — Sie bekennen, daß Sie ein anderes Mädchen lieben?"

„Und warum nicht? So geht es tausend Menschen; nur ist Keiner so aufrichtig, so dreist herauszusagen, was

er fühlt, als ich. Meine Braut ist abwesend: was ist natürlicher, als daß ich eine Person suche, welcher ich das lebhafte Bild von meiner Geliebten, welches ich in meiner Einbildungskraft mit mir trage, anpasse. Nun kommt mir gerade Mademoiselle Becker entgegen, welche wirklich eine entfernte Aehnlichkeit von meiner Braut hat. Was kann ich dafür, daß sie es gerade ist, an welche sich meine Liebe hängt? Was kann ich dafür, daß sie diese Liebe für ernstlicher hält, als sie es ist; daß Vater, Mutter und Tochter einen Plan entwerfen, mich zu fangen, daß sie mir darum ein Amt schaffen. — Kurz und gut, als die Sache einmal so weit gekommen war, daß sich Becker's für mich verwandten: so wäre es unpolitisch gewesen, ihre Bemühungen aufzuhalten, und unverantwortlich gegen meine Braut, welcher ich doch statt ihres Geldes nach ihrer Grille einen Titel zubringen soll. — Daß ihr Menschen niemals einsehen wollt, daß, sobald ich aus meinen vier Pfählen herausgehe, ich von andern Leuten, so wie sie wieder zum Theil von mir dependiren, daß ich also mich nach ihnen richten, mit einem Worte, daß ich eine gewisse Klugheit beobachten muß, ohne welche man wenigstens wie ein Narr, wo nicht als ein Rasender, in der Welt erscheint. — Wahrlich! so wie Semler schlechterdings einen

Unterschied zwischen Privat- und öffentlicher Religion machen sollte, so möchte ich einen zwischen dem Menschen in seinem Hause und dem in Gesellschaft festsetzen; jener ist für Freunde origineller, rauher, besser und in einzelnen Stunden unerträglich, dieser ist für die Welt trivialer, glatter, schlechter, und bleibt sich immer gleich — —"

„Ich weiß es," unterbrach ihn Hartmann, „daß Sie ein Sophist sind, und mit Worten lieber als mit Begriffen streiten, aber so viel ist richtig, ich würde nicht so handeln."

„Das können Sie sagen, im Handeln hat Jeder seine eigene Schule; ob Sie aber, trotz dieser anscheinenden Simplicität, dennoch nicht manierirter sind als ich — —"

Der Wagen hielt vor Bunian's Thür still.

Dritte Stunde.

Von sieben bis acht Uhr.

Fink und Hartmann traten in den erleuchteten Saal, in welchem eine zahlreiche vermischte Gesellschaft, welche Kaffee und Thee trank, und sich die gelehrte Gesellschaft

nannte, versammelt war. Die Sache war mit zwei Worten diese.

Der Rath Bunian war ein Mann, welcher gerade so viel in der Welt gewesen war, daß er vollkommen einsah, er habe nichts gelernt, und man schätze in der Welt die Leute, welche sich Kenntnisse erworben. Er hatte daher lange gedacht, nicht etwa wie er seine Unwissenheit ablegen, sondern vorzüglich, wie er sie verbergen und den Schein der Gelehrsamkeit erwerben könne. Die schönen Künste schienen ihm darin vor allen Theilen der Gelehrsamkeit etwas voraus zu haben, daß sie anmuthig zu erlernen, und daß man, ohne viel in diesem Fache geleistet zu haben, dennoch viel gelernt zu haben scheinen könne. Er enrollirte sich also mit eigner Hand unter die schönen Geister; und da er wohl wußte, daß man gemeiniglich den Belletristen einen Mangel an solider Gesellschaft vorwirft, und daß ein Titel nichts hilft, wenn unsere Mitbürger uns denselben nicht geben, so brachte er zur Abwendung des ersten Vorwurfs in einem der prächtigsten Zimmer seines Hauses eine Bibliothek, und zur Erlangung des letzten im Kellergeschoß einen Weinkeller an, welcher dem Rathskeller und der Rathsbibliothek die Wage hielt, und ihn zum

geistlichen und leiblichen Mäcenas der Gelehrten auf einmal erhob.

Aber damit begnügte sich der Mann nicht; er blickte noch einmal auf seine harten Thaler, und dachte auf eine Hausakademie. Diese war bald angelegt, denn die Gelehrten der ganzen Stadt drängten sich hinzu, um an diesem Zirkel Antheil zu nehmen. Die Gesetze waren: man kam um fünf Uhr zusammen, unterhielt sich bis sechs Uhr über die Merkwürdigkeiten der Literatur, las von sechs bis sieben Uhr kleine Aufsätze, welche eines oder das andere von den Mitgliedern der Gesellschaft verfertigt hatte, von sieben bis neun Uhr spielte ein Theil Karten, der andere unterhielt sich, und von neun bis zehn Uhr verzehrte man ein kaltes Abendbrod, worauf bis gegen eilf Uhr die Gesellschaft auseinander ging.

Den meisten Glanz aber erhielt die ganze Gesellschaft dadurch, daß der Minister, welcher, ohne ein Wort davon zu verstehen, die schönen Wissenschaften protegiren sollte, nicht selten die Gesellschaft, welche er ein höchst nützliches und zweckmäßiges Institut nannte, zu besuchen pflegte: daher alle Gelehrte, besonders die, welche in ihrer Art das waren, was die Insekten unter den Thieren sind, klein und beschwerlich, diesem Hause zuflatterten, um

das Vergnügen zu haben, von dem Minister bemerkt zu werden.

Am angesehensten bei dem Rathe Bunian war der Rath Becker, und da der Minister den Rath Bunian, und der Rath Bunian den Rath Becker für ein großes Genie hielt, so traute Einer auf den Andern; und Fink war der gründlichste und feinste Kopf für den Minister, weil der Rath Becker eine Tochter zu verheirathen hatte.

Homer ruft bei allen Gelegenheiten, wo er etwas Außerordentliches beschreibt, die Musen an, um gleichsam durch ihre Eingebung bei schweren Stellen einige Erleichterung zu erhalten. Auch ich sehe mich hier genöthigt, neue Kräfte zu sammeln, um die eben so außerordentliche als amüsante Gesellschaft ein wenig abzuzeichnen. Ich werde aber meistens nur die sprechende und nicht die spielende Gesellschaft skizziren, weil die erstere die interessantere ist.

In einem Winkel, in welchen sich Fink und Hartmann stellten, sprach oder docirte vielmehr ein Mitglied der Akademie der bildenden Künste über etwas, was er nicht verstand, wofür er aber bezahlt ward, — nämlich über die bildenden Künste. Mit einer höflichen Wichtigkeit belehrte er den Kantianer Baldrian über die Kunstgeschichte folgendermaßen:

„Michael Angelo Caravaggio zeichnete sich, wie gesagt, sehr durch die starken schwarzen Schatten in seinen Gemälden aus, durch welche er die Figuren bewunderungswürdig hervortreten läßt. Beispiele davon giebt nicht nur das jüngste Gericht in der Sixtuscapelle, sondern auch die berühmte Nacht zu Dresden. Sein Sohn, den man abgekürzt Caracci nannte, und seine Enkel Annibale und Agostino Caracci brachten den Ruhm der römischen Schule auf das Höchste."

„Ich für mein Theil," unterbrach ihn Baldrian, „halte auf Malerei weit mehr als auf Bildhauerkunst; die Form ist am Ende doch nur ein Stück des Körpers, und da mir Malerei, Umriß und Farben zugleich giebt, so ist sie für Einen, der nur weiß, daß zwei mehr ist als eins, ausgemacht die vorzüglichste Kunst."

„Sie haben Recht, Herr Baldrian!" sagte das akademische Mitglied (Habermann war sein Name), „Sie haben schon darum Recht, weil die Malerkunst weit schwerer zu erlernen ist, als die Bildhauerkunst. Man kann z. B. sein ganzes Leben zubringen, um Coloriren zu lernen, wovon Raphael das lebendige Beispiel ist."

„Können Sie mir nicht erklären, wie Contrast und Contrapost sich unterscheiden?" fragte Baldrian.

„O ja!" erwiederte Dieser, „nichts ist leichter. — Sehn Sie, Contrapost ist der in's Große getriebene Contrast, und Contrast ist der in's Kleine gehende Contrapost. Was im Styl ein Gegensatz heißt, nennen wir in der Malerei Contrast, eine Antithese aber Contrapost. Z. B., wenn Daphne vor dem Apollo flieht, so giebt dies auf dem Gemälde einen Contrast; aber wenn auf der einen Seite einer Landschaft ein Gewitter tobt, während der hellste Sonnenschein auf der andern ist, so nennt man das Contrapost."

„Ich für mein Theil," sagte Baldrian, „bescheide mich gern, daß ich als Philosoph in die Tiefen der Kunst, in welche Sie, Herr Habermann, so glücklich eingegangen sind, nicht eindringen kann, ich bleibe bei allgemeinen Philosophumenis stehn."

Hier trat zu Beiden ein privatisirender Gelehrter, welcher wegen seiner weiten Reisen berühmt war, und viel Kenntnisse auf denselben eingesammelt hatte. Er hatte in Italien echte Macaroni gegessen, vor Raphael's Schule von Athen eine Prise Tabak genommen, und wäre in Frankreich beinahe von der Marechaussée aufgeknüpft worden, weil er einem berühmten französischen Spitzbuben, welcher gerade zu der Zeit vermißt wurde,

ungemein ähnlich sah. Herr Günther stellte sich also zu diesen beiden Sprechern und hörte ihnen eine Weile zu.

„Und darin," fuhr Baldrian fort, „thut es keine Wissenschaft der Philosophie, ich meine der Kant'schen, gleich, daß sie, vermöge einiger Principien, uns in den Stand setzt, über Alles mitzusprechen, weßwegen man sie die Wissenschaft aller Wissenschaften nennen könnte, denn die Philosophie, welche sich blos mit allgemeinen Ideen beschäftigt, giebt uns eben durch diese die speciellen, und deßwegen bin ich so dreist, über jede Wissenschaft, aber wohlgemerkt, nur im Allgemeinen, abzusprechen, welches man mir oft für Arroganz angerechnet hat, besonders da ich mich nie auf das Specielle einlassen wollte."

„Sie haben sehr Recht," sagte Günther, „daß die Philosophie eine der edelsten Wissenschaften ist, und daß sie, nächst dem Reisen, am entscheidendsten auf unsern Geist wirkt. Aber nur Erfahrung kann sie zur Wissenschaft erheben, da sie nichts als Abstraktionen enthält, welche man einmal vorher als wirklich angeschaut haben muß."

„Um Verzeihung!" sagte Baldrian, „Sie haben wohl auf Ihren Reisen viel erfahren."

„O ja!" erwiederte Günther, „Manches wird mir ewig merkwürdig bleiben, z. B. das herrliche Clima Italiens. Ich versichere, daß ich Jahr aus Jahr ein meinen Kaffee im Freien trinken konnte."

„Was meinen Sie dazu, lieber Herr Fink!" sagte Habermann, und schlug ihn auf die Schulter, so daß Fink, welcher bisher in tiefen Gedanken gestanden, plötzlich auffuhr.

„O, es muß herrlich sein!" sagte er.

Ein lautes Gelächter am andern Ende des Saales machte die Sprecher aufmerksam, sie eilten fort, um zu hören, was es gäbe.

Ein junger Herr von Bissing, welcher bis jetzt von Ferne gestanden, drängte sich sehr schnell und hitzig an Fink. „Sie sind zum ersten Male in dieser Gesellschaft?"

„Ja," sagte Fink.

„Sie ist sehr interessant," erwiederte Bissing.

„So scheint es mir," sagte Fink.

„Sehn Sie um sich, lauter Originale — freilich eigentlich Copieen, aber so schlecht copirt, daß man sie für Originale hält."

„Meinen Sie? Zum Beispiel?"

„Der Mann im blauen Rocke ist Dichter," fuhr Bissing fort. „Müller ist sein Name — man kann ihm

den Verstand nicht absprechen, allein er braucht ihn wie der Elephant den Rüssel, um das Futter zum Munde zu bringen, er trägt, wie der Krebs, den Magen im Kopfe — seine Seele ist wirklich cultivirt und ein schönes Beet geworden, auf dem er Küchenkräuter zieht — und so wie die Natur den Stieren Hörner, und dem Rosse Hufe gegeben, so hat er auch für sein Theil Witz bekommen, mit dem und mit einer Menge Anekdoten er seine Mahlzeiten bezahlt."

„Ich denke er ist Dichter?"

„Allerdings! — Er hat die Sylbenmaaße recht gut im Kopfe — allein sonst sind ihm eben die Musen nicht hold gewesen — doch was kümmert er sich um die Töchter — Mnemosyne, die Mutter, ist seine Geliebte — bleiben ihm die Gedanken aus, so schreibt er ab."

„Und Forstner?"

„Gut, daß Sie mich auf den bringen — dieser Mann fühlt sich, wie Shakspeare's Richard der Dritte, sehr groß darin, daß er selbst — er selbst sei. Er fühlt sich sehr gebildet, und bedauert von Herzen Alle die, welche unter ihm stehn, wozu dermalen alle Menschen gehören und sucht sie zu sich hinauf zu heben. Als er hier in die Stadt kam, sah er sich die Menschen an. — Gute Leute, dachte

er — aber nicht cultivirt, indessen, da sie Dich gehörig schätzen, so ist noch Hoffnung. — Er stiftete also einen Lese-Club, um diese dürren Geister durch seine Ideen und Gespräche ein wenig zu düngen, und hat sich nach Verlauf von ein paar Jahren wirklich das Verdienst um die Menschheit erworben, daß die Mitglieder seines Clubs erträglich lesen, und er für einen großen Mann gilt."

„Diese Gesellschaft ist wirklich interessant," sagte Fink mit einem halbhöflichen Lächeln.

„Dies sind aber auch die originellsten. — Die andern Nebenfiguren, welche Sie hier sehen, sind nicht an und für sich wichtig, sondern nur darum, weil durch sie die Hauptfiguren mehr hervortreten. — Jener Herr wird gebeten, weil er gut Clavier spielt — Dieser, weil er eine starke französische und englische Bibliothek hat, und Bücher leiht — der Mann daneben wird sehr gern gesehen, weil er aus freier Hand sehr treffende Silhouetten schneiden kann — Jener Mann, weil er Baron ist — Dieser, weil er die Gabe hat, manchem Menschen täuschend nachzusprechen und nachzugesticuliren — Jener, weil seine Eltern ganz gemeine Leute waren, und er durch eigne Kraft sich emporhob. — Endlich — gut, daß Du mir vor die Augen kommst — der junge Mensch dort, im blauen Rocke,

ledernen Beinkleidern, Stiefeln und Sporen, der sich immer mit der Reitpeitsche an die Stiefeln schlägt, wenn er mit Jemand spricht, ist noch eine interessante Figur. — Er ist Jude, und concentrirt alle Liebenswürdigkeiten junger, aufgeklärter Juden in seiner Person. — Er spielt excellent Billard — und schätzt Mozart ganz vorzüglich. — Da er Sonntags reitet, geht er Montags noch in Stiefeln und Sporen, er hat Lieblingsintriguen mit Christinnen, und zum Beweise, wie tolerant er sei, zeichnet er lauter Christusköpfe. Die Musik zum neuen Sonntagskinde kann er auswendig; und wenn er auf dem Billarde gerade nicht stößt, so singt er eine oder die andere Arie daraus zum Zeitvertreibe — kurz, er verspricht in seiner Person, was wir von der aufblühenden Generation cultivirter Juden bei vermehrter politischer Freiheit zu erwarten haben."

„Ich danke Ihnen — aber da lacht man ja ganz unmäßig."

„Ach, ich weiß schon, Sie sollten mitkommen," sagte Bissing, „ich will hingehn," er hüpfte fort. Hartmann trat zu Fink.

„Es fehlt Ihnen doch gänzlich an der nöthigen Weltkenntniß," sagte er; „ist dies eine Methode, sich in Gesellschaften zu introduciren, in welchen man zum ersten

Male sich befindet? Still auf einem Flecke zu stehen und kein Wort zu sprechen? Was fehlt Ihnen denn?"

„O, diese Menschen mit ihrem Geschwätze," sagte Fink, „könnten mich rasend machen, ich bin schon ganz schwindlich und melancholisch! Wenn man sieht, auf welche Armseligkeiten die Menschen Werth legen, wie ängstlich sie bei alledem die Mühe scheuen, sich diese Armseligkeiten zu erwerben, sondern nur nach dem Scheine davon streben, und auf welche elende Art sie sich den Schein davon geben: so müßte man ganz fühllos sein, wenn der Anblick eines solchen Geschöpfs uns nicht betrübt machen wollte. Hier stand ein unwissendes Mitglied der Kunstakademie, und sah arrogant auf einen unwissenden Philosophen, so wie der angemaßte Weltmann auf Beide herab; dann kam ein Mensch, welcher seine paar Dutzend witzige Einfälle mir mittheilte, und in seiner Unschuld glaubt, ich würde dies, sein Alles für ein Stück seines Ganzen halten — und so wie mir diese armseligen Geschöpfe, so komme ich und andere verständige Leute vielleicht höhern Geistern vor, welche uns umschweben."

„Ei!" sagte Hartmann.

„Ja!" sagte Fink, „man kann wahrhaftig nicht wissen, ob nicht der höchste Verstand aus einer Mischung

von dem, was wir Verstand und Narrheit nennen, entstehn würde.“

„So würde am Ende wohl der Titel eines Narren eine Art Ehrentitel sein.“

„Wenigstens,“ sagte Fink, „kann man nicht wissen, ob Sie mich nicht mehr loben, wenn Sie mich närrisch, als wenn Sie mich verständig nennen.“

Ein großer Tumult erhob sich, die Spieler standen auf, die Sprecher schwiegen, denn der Minister trat in den Saal. —

Vierte Stunde.

Von acht bis neun Uhr.

„Lassen Sie sich nicht stören, bleiben Sie meine Herren!“ sagte der Minister freundlich grüßend.

Der Minister sprach mit Diesem und Jenem. Man setzte sich nieder, und Bunian stand, die Anrede des Ministers erwartend, zur Seite. „Mein lieber Bunian!“ fing Dieser endlich an, wenn mir recht ist, so sollte ich

ja wohl heute den jungen Menschen kennen lernen, welchem ich die Professur auf Ihre Empfehlung conferirt habe."

„Zu Ihrer Excellenz Befehl!" erwiederte Dieser, „dort ist er — Herr Fink! — Wollen Sie nicht näher treten, um Ew. Excellenz Befehle zu vernehmen?"

Fink näherte sich und beugte sich stumm.

„Wer ist der andere junge Mensch!" sagte der Minister.

„Ich heiße Hartmann, zu Ew. Excellenz Befehl, und privatisire."

„Ei! ei! privatisiren!" sagte der Minister, „Sie haben gewiß gute Kenntnisse, die Sie nicht so egoistisch selbst verzehren sollten. Was heißt privatisiren? Blos sich selbst leben, und dazu sind wir nicht da, keine Kenntniß hat Werth, wenn sie nicht mitgetheilt wird — non nobis soli nati sumus partemque nostri patria vindicat partem amici. — Sie sind also Herr Fink. — Nun mit der Professur wird es eben so wenig Schwierigkeiten haben, als mit Ihrer Fähigkeit und dem Fleiße und der Anstrengung dazu. — Sie sind mir von gar zu guter Hand empfohlen worden, als daß ich mir nicht mit Grunde das Beste versprechen könnte. — Wo haben Sie denn studirt?" —

„Zu Königsberg, Ew. Excellenz."

„Da haben Sie wahrscheinlich den berühmten Kant gehört. — Sagen Sie mir doch, ist er in den Kupferstichen, welche man von ihm hat, getroffen?“

„So ziemlich, Ew. Excellenz! Freilich nicht so wie Goethe z. B., denn der sieht seinem Kupferstiche frappant ähnlich.“

„Sie kennen also Herrn von Goethe?“

„Ich habe ihn ein einziges Mal in der Nähe gesehen — am meisten kenne ich ihn aus seinen Schriften.“

„Ich habe sie auch gelesen, es sind viele gute Stellen darin. Aber sagen Sie mir, was halten Sie von dem Werther — ich für mein Theil halte es für das Schlechteste, was Herr von Goethe je geschrieben, welches sich schon daraus beweisen läßt, daß es sein erstes Product, wie ich glaube, war. Sehn Sie, ich bin sehr tolerant, und liebe die Preßfreiheit, aber dieses Buch würde ich verbieten, weil es ganz dem Zwecke der schönen Wissenschaften entgegen ist, welcher darin besteht, die Menschen für die bürgerliche Gesellschaft und für die Erfüllung ihrer Pflicht zu präpariren. Etwas Immoralischeres aber giebt es wohl schwerlich, als das dargestellte Factum, nämlich, daß ein junger Mensch ohne Lust und Liebe zur Arbeit, welche

ihm doch gleichsam allenthalben angeboten wird, so lange herumgeht, bis er aus Liebe genöthigt ist, sich todt zu schießen. — Wo giebt es erstlich einen Menschen, welcher sich aus Liebe todtschießt? Die meisten Selbstmörder entstehn aus Melancholie oder weil sie Schulden gemacht haben. Der Dichter hat also schon darin gefehlt, daß er, ich will nicht sagen einen unmöglichen, dennoch seltnen Fall genommen hat, und es ist ein Vorurtheil, daß das Gewöhnliche in der Dichtkunst uninteressant sei; denn das Genie des Dichters kann in die trivialsten Gegenstände viel Kunst legen. Indeß, wir wollen dem Dichter diesen Fehler einmal übersehn, so ist zweitens die ganze That immoralisch, denn der Selbstmord kann unter keiner Bedingung gerechtfertigt werden, und drittens ist der größte Fehler der, daß dieser Mensch als liebenswürdig dargestellt wird, indem nicht nur die Sachen also gestellt sind, daß der Mensch nicht wohl anders konnte, sondern auch, indem aus philosophischen Gründen diese That entschuldigt wird. — So denke ich darüber, und ich frage Sie aufrichtig, Herr Fink! finden Sie diese Meinung nicht richtig?"

„Ich suche es mir," sagte Fink, „immer gegenwärtig zu erhalten, daß Goethe dieses Werk in seiner Jugend schrieb."

„Recht!" sagte der Minister, „und so wie ein junger Mensch sich eine Welt träumt, wie sie nicht ist, so hat der jugendliche Dichter die Klippe nicht vermieden, eine ideale Welt darzustellen. — In's Einzelne mag ich gar nicht gehn, und dort die Unnatürlichkeiten rügen, weil wir sonst nicht fertig werden würden; nur das Eine muß ich am Werther und an Allen tadeln, daß zu wenig Handlung darin ist, meinen Sie nicht, Herr Fink?"

„Allerdings!" sagte Dieser, „sind die Empfindungen bei Goethe immer die Hauptsache."

„Eben darum," fuhr der Minister fort, „sollte man Herrn von Goethe nicht als Muster empfehlen, um unsere Genies vor Einseitigkeit zu bewahren, aber freilich, einzelne Stellen kann man nicht oft genug lesen und wiederholen, ich habe mir diese daher auch in meinem Exemplar angestrichen. — Indeß muß man freilich sagen, sein Fürst hat ihn auch nicht unbelohnt gelassen, und ihn sogar in den Adel erhoben, und seit der Zeit finde ich die Klagen der deutschen Schriftsteller sehr ungegründet, welche behaupten, daß das Verdienst in Deutschland nicht so wie in andern Ländern belohnt werde. — Ich frage Sie, Herr Fink! finden Sie das nicht richtig?"

„Allerdings! Ew. Excellenz, sehr!"

„Nun ja! von der Professur, welche Sie erhalten sollen. — Hier ist die Vocation, ich freue mich, sie Ihnen überreichen zu können. — Ich hoffe, Sie werden Ihrem Amte mit Nutzen vorstehen und uns nicht solche Leute, wie sie zu Tausenden in Deutschland sind, ziehen, sondern solche, welche einen tüchtigen Styl schreiben, ohne die Empfindsamkeit, welche jetzt Mode ist. — Ja, was ich sagen wollte — ich gratulire Ihnen zu dem erhaltenen Amte; leben Sie recht wohl —"

„Ich warte nur auf eine Gelegenheit, wo ich Ew. Excellenz meine Dankbarkeit bezeigen kann."

„Schon gut, junger Mann, schon gut! es wird sich schon eine Gelegenheit finden; wenn Sie einmal ein Buch schreiben oder so etwas. Wem Sie danken müssen, das ist der Rath Bünian, der mir Sie empfohlen hat, und große Stücke auf Sie hält. — Gute Nacht, meine Herren!" sagte er freundlich.

Es entstand derselbe Tumult, wie oben; Alles rannte durcheinander, und der Rath Bunian kam bald darauf von der Begleitung des Ministers zurück.

„Ich kann nicht genug sagen," sprach er, „wie sehr Sie die Gunst des Ministers gewonnen haben, er ist ganz entzückt von Ihnen, und sagt, so ein bescheidener,

weltkluger und solider junger Mensch sei ihm seit langer Zeit nicht vorgekommen."

„Würden Sie mich empfohlen haben," sagte Fink, „wenn ich nicht wenigstens etwas Aehnliches von dem besäße, was Ihre und des Ministers Güte mir beilegt: die Selbstkenntniß? Sie sind sonst so strenge in Ihren Empfehlungen: möchte ich doch die Ausnahme verdienen, welche Sie für mich gemacht haben."

„O, mein lieber Freund," sagte Bunian, und umarmte Fink, „ich werde es nie bereuen, durch ein Amt Sie in unserer Stadt festgehalten zu haben. — Auch Sie, Herr Hartmann!" fuhr er fort, und wandte sich an ihn, „sind auf dem Wege zu Ihrem Glücke; der Minister hat Sie bemerkt, hat sich mit Ihnen eingelassen, und Ihnen gute Lehren gegeben, und gegen wen er das thut, der darf nur sein Glück poussiren."

„Ich habe," sagte Hartmann, „Gott sei Dank! so gut gewirthschaftet, daß ich nicht nöthig habe, aus Mangel an Vermögen mir ein Amt anzuschaffen; auch bin ich gar nicht im Rücken geschmeidig, kann gar nicht schmeicheln, noch weniger nachgeben, wenn ich offenbar recht habe: und so würde ich mich schlecht zu einem Geschäftsmann schicken."

„Ei, ei, mein Lieber!“ sagte Bunian, „Sie übertreiben ja heute, und mit einer Bitterkeit, als wenn Se. Excellenz ungnädig gegen Sie gewesen wäre — ich verstehe Sie nicht.“

„Es ist ein Verdruß, welchen er heute gehabt hat, und der ihn so verstimmt,“ sagte Fink.

„Ei, ei, mein Lieber,“ sagte Bunian, „wer wollte den Leidenschaften so viele Gewalt über sich einräumen, wer wollte sich nicht verstellen können, ei, ei, mein Lieber! Sie würden einen schlechten Hofmann abgeben. — Vielleicht werden unsere Damen Sie aufheitern, ich sehe, es ist schon gedeckt, und die Beete sind abgespielt; ich gehe sie zu holen.“

„Schön!“ sagte Hartmann zu Fink, als Bunian sich entfernt hatte, „das hat man davon, wenn man sich in anderer Leute Seele schämt.“

„Lassen Sie es also,“ sagte Fink, „künftig meiner Seele über, sich zu schämen — aber was macht Sie denn so böse?“

„O, Sie sind kaum werth, daß ich es Ihnen sage — ich will auch nur schweigen; aber von einem Menschen, wie Bunian, mir Verweise geben zu lassen, o, es ist zu arg. Es ist um des Henkers zu werden.“

In diesem Augenblicke sprangen die Flügelthüren auf; eine zahlreiche Menge Damen rauschte herein, und den Schluß machte die Räthin. Bunian stellte Fink seiner Frau vor.

„Sie sind mir durch die Becker'sche Familie schon vortheilhaft bekannt,“ sagte Diese.

„Sie sind doch gar zu gütig,“ sagte Fink, und wandte sich an den Rath Becker, welcher bis jetzt gespielt hatte.

„Nun laßt mir alle Gelehrsamkeit weg,“ sagte Bunian, „nun ist Essenszeit, kommt und seid fröhlich!“ — Fink und Becker wurden von ihm nach dem Tische gezogen; Bunian zeigte der Gesellschaft den neuen Professor vor, und Alle gratulirten.

Fünfte Stunde.

Von neun bis zehn Uhr.

Nachdem die Zähne der ganzen gelehrten Gesellschaft eine halbe Stunde lang in Bewegung gewesen waren, wandte sich der Rath Bunian an einen Mann, welcher

mit schnellen Schritten im Saale auf- und abtrabte, und mit Jedem aus der Gesellschaft, unter lebhaften Gesticulationen sprach. Ein Merkmal, welches, nach Rabener, erstlich den Dichter, und zweitens den Satyren- oder Epigrammendichter bezeichnet. Auch war der Mann wirklich ein Satyrendichter, und nannte sich Necker, er hatte in Fink's dritter Stunde das große Gelächter an dem andern Ende des Saales erregt. An diesen wandte sich der Rath Bunian, und bat ihn, die Satyre, welche der männlichen Gesellschaft so sehr gefallen, doch den Damen auch vorzulesen."

„Herzlich gern, mein lieber Herr Bunian," sagte Necker, und zog ein Packet Papiere aus der Tasche, auf welchem Horaz seine zwei Bücher Satyren hätte hinschreiben können. „Hier ist sie." Alles setzte sich, und nun las er, was wir nicht nachzuschreiben nöthig haben, indem es Leselustige im Archiv der Zeit finden werden.

„Schön!" riefen Alle von allen Seiten, „allerliebst! so derb ist noch nie eine Satyre geschrieben."

„Besonders," sagte eine Dame, „gefällt es mir, daß die Juden mitgenommen werden."

„Was mich betrifft," sagte Habermann, und hatte völlig die Miene, als wenn er untrüglich wäre, „so ist

diese Satyre mir darum so lieb, weil sie nicht nur mit Horazischem Geiste gedacht und geschrieben, sondern auch, weil sie mit Wielandischem commentirt ist. Wenn ich mir es recht überlege, so könnten Sie diese Satyre drucken lassen."

„Das müssen Sie!" sagte Günther, „der Witz liegt ja handhoch darin."

„Nur die Sarkasmen gegen die Kantische Philosophie," sagte Baldrian, „sind unnütz; denn theils sind sie falsch, theils platt."

„Nicht doch!" sagte Bunian, „diese Satyre muß an das Tageslicht, und Alles muß stehn bleiben, wie es ist. — Ei, ei, meine Herren! wenn Sie eine solche Satyre geschrieben hätten, würden Sie sich etwas wegstreichen lassen? Ich bin überzeugt, eher würfen Sie die ganze Satyre weg. — Nein, mein lieber Herr Necker. Ihre Satyre hat mich sehr divertirt, so was haben wir seit langer Zeit nicht gesehn. Nun komme einmal Einer, und sage, wir blieben in unserer Literatur stehn, ja, wer hätte vor dreißig Jahren so etwas geschrieben? Cacagorischer Ambradif! herrlich gesagt! Nau, nau — lebendig wie ein Jude. — Wenn Sie sie Rabenern vorläsen, der kehrte sich wahrhaftig im Grabe um."

Fink war indessen im Saale auf- und abgegangen und traf auf Bissing.

„Sind Sie," redete ihn dieser an, „nicht begierig, die Damen kennen zu lernen?"

„Es muß sehr interessant sein. — Wollen Sie mich au fait setzen?"

„Das ist mit zwei Worten geschehn. — Jene — Madame Moses ist eine Jüdin, und von ihr werden Sie wohl schon bemerkt haben, daß sie sich mit Mühe so viel Grazie erworben hat, daß sie dadurch ungemein mißfällt. — Sie ist in dieser Gesellschaft die eigentliche schöne Seele, sie hat von Jugend auf viel Umgang mit guten Köpfen gehabt, — welche ihr eine runde Summe von allgemeinen durchgreifenden ästhetischen Ideen hinterließen, die sie jetzt jedem neuen Bekannten groschenweise zuzählt. — Sie ist immer in irgend einen Goethischen Charakter maskirt — am liebsten zeigt sie sich als Prinzessin im Tasso, deßwegen lernt sie auch jetzt Latein. Hat ihr Goethe den Charakter nicht recht auf den Leib gemacht, so schneidet sie ihn sich selbst nach der Mode. — Ihre begünstigten Liebhaber indessen behaupten, unter vier Augen wäre sie — — Madame Moses."

„Sie scherzen!" sagte Fink.

„Ich stehe für jedes Wort. — Dabei ist sie fein; Leute von einigem Verstande sucht sie durch Kokettiren, Schmeicheln, und solche kleine Künste auf ihre Seite zu bringen: diese breiten dann ihren Ruhm aus. Solch ein Mensch ist Wagner.“

„Wagner?“

„Er würde nicht uneben sein, wenn ihm die Moses nicht in den Kopf gesetzt hätte, daß er ungemeinen Verstand habe; er glaubt auch deßwegen fest an den ihrigen, und geht aus in alle Welt, wie ein Apostel, zu lehren alle Heiden.“

„Er scheint doch Manches zu wissen.“

„O ja — Personalien von Schauspielern. Wer diesen oder jenen Aufsatz in den Horen geschrieben hat, oder dieses oder jenes anonyme Buch, — kurz, er ist eine Art von literarischem Colporteur.“

„Wer ist denn die Dame, mit der er spricht?“

„Sie heißt Ring und ist eigentlich Mademoiselle. — Sie lieferte sich einem jungen Menschen in die Arme, der sie nachher mit ihrem Kinde sitzen ließ. Diesen Umstand benutzte sie auf's Beste, und machte es wie Jener, welcher auf den Brandbrief des Hauses bettelte, das er selbst in Brand gesteckt hatte. Sie lebt von ihrer verlorenen Un=

schuld. — Da sie ein sehr schönes Französisch spricht, so haben ihre Freunde sie irgendwo als Gouvernante unterbringen wollen; allein, sie zieht diese verächtliche Abhängigkeit vor, weil sie hier müßig sein kann. Die daneben heißt Albrecht, sie ist eine gute Frau, und auf dem herrlichsten Wege der Besserung — sie studirte sonst die neusten philosophischen Romane, und hatte daraus gelernt: daß Sittsamkeit Tand, und Tugend ein leeres Wort sei. Von dieser Meinung aber hat sie nun Herr Forstner, welcher ihr Lehrer und begünstigter Liebhaber zugleich ist, beinahe zurückgebracht. Daneben sitzt Madame Berger. Diese ist originell, und bedauert innigst, daß sie mit andern Menschen noch in diesem und jenem Punkte zusammentrifft. — Sie hält Jedermann Widerpart. — Gehn Sie langsam, so heißt es: Sie schleichen ja wie eine Schnecke; gehn Sie geschwinder: Der Gang wird mir theuer zu stehen kommen. — Sie verursachen mir die Schwindsucht. Sind Sie ein Demokrat — so ist sie eine strenge Monarchistin — dagegen die declarirteste citoyenne, so wie sie mit einem Kammerherrn spricht. Sie hätte Verstand genug, es allen vernünftigen Leuten recht zu machen, allein um diese kümmert sie sich nicht — und den Narren, von denen sie auf's engste abhängt,

kann sie es nicht recht machen, wie schon ein bekanntes Sprichwort lehrt. Sie würde sehr decent und artig sein, wenn man ihr beweisen könnte, daß sie so abgeschmackt erscheinen würde, — mit einem Worte, sie hat ihr ganzes Leben darauf gewandt, ein originelles männliches Weib zu werden, und ist nun ein närrischer weiblicher Mann geworden."

„In der That, Sie wissen dieser Gesellschaft sehr bittere Wahrheit zu sagen."

„O, ich bitte Sie," erwiederte Bissing freundlich. „Nun da kommt Mademoiselle Becker. Ich will nicht stören," setzte er listig hinzu und ging.

„Was sagen Sie denn zu dieser Satyre?" fragte Mademoiselle Becker.

„Sie fragen schwerlich im Ernste, Mademoiselle! denn Ihnen kann es unmöglich gleich den übrigen Blöden im Saale ergangen sein, welche den Spaß nicht bemerken, welchen sich Herr Becker mit der Gesellschaft gemacht hat."

„Den Spaß!" fragte Karoline erstaunt.

„Allerdings, Mademoiselle!" fuhr Fink fort „denn lassen Sie uns nur einen einzigen Augenblick annehmen, es sei mit der Satyre im Ernst: was würde daraus folgen? Wäre es nicht eine Arroganz erster Größe, anzu-

nehmen, das Publikum oder die Zuhörer würden den feinen Zusammenhang zwischen den Ideen nicht wahrnehmen, und in dieser Rücksicht eine Einleitung zu seinem eigenen Gedichte zu verfertigen? Wäre es nicht, ich will nicht sagen lächerlich, sondern sogar verächtlich, seine eigenen poetischen Schönheiten in Noten zu erklären und nützliche Anmerkungen moralischen Inhalts in die Erklärung des Textes einzuweben? Können Sie glauben, daß Herr Necker solche Verse machen wird, welche sich in dem Grade weigern, über die Zähne zu springen? Können Sie glauben, daß er die geistlosen Possen, wovon die Satyre wimmelt, können Sie glauben, daß er diese für schön, für geistreich hält? Nein! ich glaube das nicht, und fühle im gegenwärtigen Moment das tiefste, innigste Mitleid mit ihm."

„Mitleid?" sagte Karoline, „wie so?"

„Er hat sich mit diesen nicht sehr geistreichen Herrn einen Spaß machen wollen, den ich nicht gemacht hätte; er hat etwas sehr Schlechtes für etwas Gutes ausgegeben: theils, um zu sehn, ob Mehrere so ihre Vernunft gefangen nehmen würden, daß sie es gut fänden; theils, ob wohl Einer so aufrichtig sein und ihm sagen würde: Lieber Freund! Sie haben ja etwas Erbärmliches geschrieben. — Und nun denken Sie sich die Empfindung eines Mannes,

welcher in dieser Narrheit bewundert wird, der angestaunt, und dem nicht geglaubt werden würde, wenn er sagen wollte: ich habe Euch zum Besten gehabt; eben weil Herr Necker voraussah, daß man ihm nicht glauben werde, so hat er die Erklärung, mit der Satyre sei es ihm Spaß, bisher noch nicht von sich gegeben. Giebt es etwas Niederschlagenderes, als die Anschauung der Verstandesschwäche einer ganzen Gesellschaft, und wie muß dem Dichter die bewundernde Gesellschaft, ja, wie muß er sich selbst vorkommen, wenn man dieses elende Product schön finden kann?"

„Ich weiß nicht," sagte Karoline, „ob ich sagen soll, Ihre Phantasie oder Ihre Menschenfreundlichkeit leihe Herrn Necker diese Gründe. — Ich versichre Sie aber, er wird Sie durch den Druck der Satyre widerlegen."

„Widerlegen?" sagte Fink, „bestätigen wollen Sie sagen. Denn läßt er sie drucken, so will er sehn, was die bloße Vernunft gegen diese Satyre sagen kann und sagen wird; die Vernunft nicht von persönlicher Bekanntschaft mit dem Verfasser, nicht durch schnelles, vielleicht gutes Vorlesen überlistet. Er will diesen dummen bewundernden Haufen, welcher ihn jetzt umgiebt, und den er verachten muß, dadurch wieder lieben lernen, daß er diese Bewunderung, indem Fremde sein Werk auf den

wahren Werth herabsetzen, das heißt, indem sie ihm allen Werth nehmen, auf Rechnung der Freundschaft setzt."

„Ich glaube," sagte Karoline, „daß das, was Sie eben jetzt gesagt, weder Ihr Ernst ist, noch daß ein Gedanke von dem Ihrigen je in Herrn Necker's Seele gekommen ist. Ich sage, ich weiß das recht gut, aber Ihre Gründe sind zu sehr aus dem Herzen und der moralischen Natur des Menschen hergenommen, als daß sie mir nicht gefallen sollten. — Wahrlich, Herr Fink! Sie haben sich durch diese Vertheidigung meine Freundschaft im hohen Grade erworben."

„Wie soll ich," sagte Fink mit der Miene der Beschämung, „wie soll ich diese Freundschaft und das Zutrauen, welches Sie zu mir haben, erwiedern? — Ach, Mademoiselle!" fuhr er nach einer Pause fort, „ich kann Ihre Güte nicht anders als durch Freundschaft, durch Zutrauen vergelten!"

„Sie berühren eine Eigenschaft, welche Ihnen fehlt," sagte Karoline; „schon lange habe ich mit einem großen Mißvergnügen einen Mangel an Zutrauen an Ihnen bemerkt."

„Sie sollen," sagte Fink, „nie mehr Ursach haben, in diesem Punkte Klagen über mich zu führen. Zum

Beweise meines uneingeschränkten Zutrauens will ich Ihnen etwas entdecken, was bis jetzt noch Jedermann ein Geheimniß ist."

Karoline ward roth. „Bedenken Sie sich wohl," sagte sie, „was Sie thun, Sie legen Ihr Geheimniß in den Busen eines Frauenzimmers nieder."

„Dies Frauenzimmer," versetzte Fink, „wäre meine Freundin nicht, wenn sie nicht die Geheimnisse ihres Freundes verwahren könnte, und zudem wird es jetzt, da ich die Professur erhalten habe, nicht lange mehr ein Geheimniß bleiben, ja, mein Glück wird darin bestehen, daß die verhüllende Decke bald weggezogen wird."

Karoline ward röther, schwieg und fing an zu zittern.

„Wir sprachen heute früh von dem Glücke des häuslichen Lebens: schon seit lange trage ich mich mit dem Gedanken, mich zu verheirathen, aber immer lag es an einem anständigen Auskommen. Ich mußte leider, zwei Rücksichten bei meiner Wahl haben, ich mußte mir nicht nur eine gute, sondern auch reiche Frau wählen, und Beides fand ich an Mademoiselle Müller — —"

„Um Gotteswillen!" schrie Karoline auf, ward blaß und sank zusammen — die ganze Gesellschaft stürzte herbei.

„Sie bekömmt ihre Krämpfe," sagte der Vater, „wir müssen sie nach Hause bringen." — Dies geschah augenblicklich.

Der Tumult hatte auch Hartmann erweckt, welcher gleich nach Tische eingeschlafen war.

„Wollen wir nicht gehn," sagte er zu Fink; „es ist gleich zehn Uhr, und ich weiß nicht, woher es kommt, aber ich bin ungewöhnlich müde."

„Die ganze Gesellschaft ist ja noch beisammen," sagte Fink.

„Becker's sind ja schon nach Hause," erwiederte Hartmann, „kommen Sie! überdies habe ich noch mit Ihnen zu sprechen."

„Nun meinethalben!" sagte Fink, und Beide empfahlen sich der Gesellschaft.

Als sie herunter kamen, war der Wagen, welcher sie abholen sollte, noch nicht da. Sie hielten es für auffallend, zu einer Gesellschaft zurückzukehren, von der sie sich beurlaubt hatten, und gingen daher zu Fuß, welches desto leichter geschehen konnte, da der Himmel sich aufgeklärt und es stark gefroren hatte.

Sechste Stunde.

Von zehn bis eilf Uhr.

Beide Freunde gingen eine Zeit lang stillschweigend nebeneinander, endlich fing Hartmann an:

„Es ist mir in gewissen Stimmungen ganz unmöglich, sie nicht zu äußern, besonders wenn die Sache die Freundschaft betrifft, und ein Freund mir Aufschluß geben kann. Aber ehe ich spreche, bitte ich Sie inständigst, mich nicht zu unterbrechen und mir ohne Scherz zu antworten. Diese Achtung gegen mein Gefühl bedinge ich mir im Voraus."

„Fragen Sie, ich will antworten," sagte Fink.

„Sagen Sie mir: wer sind Sie, und was sind Sie? Ich bin irrig an Ihnen geworden. Ich komme um fünf Uhr zu Ihnen, finde Sie durchglüht von Enthusiasmus, entzückt von Goethe's Meisterstücke, und in einer halben Stunde darauf suchen Sie ein Mädchen zu hintergehen, zu täuschen. Sie, der Offenheit und Aufrichtigkeit so sehr zu lieben vorgab, schmeicheln dem Minister auf eine kriechende Art, und von weitem habe ich nur

gehört, daß Sie die elende Satyre von Necker vertheidigten — sagen Sie mir, Fink! wie soll ich alles dies mit Ihrem Geschmacke, Ihrem Verstande, Ihrer Rechtschaffenheit reimen? Ich weiß es nicht, und besorge, die traurige Zeit ist nahe, wo wir uns seltner und immer seltner sehn, uns fremder und immer fremder werden, bis unsre Freundschaft zu kalter Bekanntschaft herabsinken wird. — Lösen Sie mir diese Widersprüche, und es soll mich freuen; denn so, wie Sie jetzt handeln, so, ich gestehe es Ihnen, kann ich Sie nicht lieben."

„Und brauche ich denn," antwortete Fink, „brauche ich denn wirklich gegen diese Anschuldigungen mich zu vertheidigen? Giebt es hier wirklich Widersprüche zu lösen? — Doch, es sei! Ich will es einmal annehmen. Habe ich Ihnen nicht schon, als wir nach Bunian's fuhren, Alles gesagt, was ich für vernünftig über diesen Punkt halte? Beobachte etwa ich allein, und Sie nicht auch, eine gewisse Weltklugheit? und wollen Sie mich deßhalb verfolgen, weil wir zwei Systeme haben? Ich erklärte Ihnen, warum ich so gegen Demoiselle Becker handeln müßte, und Sie waren damit zufrieden. Was würden Sie von mir, was müßte ich von mir denken, wenn ich dem Minister in's Angesicht widersprochen, wenn ich ihm geradezu

gesagt hätte: Sie verstehen und fühlen von Goethe kein Wort.“

„Aber haben Sie selbst nicht gesagt, Sie würden den verachten, welcher, nachdem er Goethe's Iphigenie gelesen, hingehn und schmeicheln könne?“

„Ganz recht! Aber war der, welcher das sagte, eine und dieselbe Person mit dem, welcher dem Minister schmeichelte? War ich nicht durch den Zank mit Ihnen, durch den Besuch bei Becker's, Ihre Vorwürfe über mein Betragen, durch die Kunstkenner, Philosophen und Witzlinge bei Bunian's so anders gestimmt, oder vielmehr so verstimmt, daß ich ganz recht that, mit dem Minister so und nicht anders zu sprechen? abgerechnet, daß mein Betragen, wäre ich in einer andern Stimmung gewesen, und hätte also anders gehandelt, keine Weltklugheit verrathen hätte.“

„Also handeln Sie nach Stimmungen?“

„Und Sie wohl nicht?“ sagte Fink. „Handlungen sind wohl nur, was ich mit den Händen oder fünf Sinnen verrichte, wohl nur das Sichtbare? Wenn Sie in Ihrem Zimmer bleiben und gewinnen heute eine Terne, morgen stirbt Ihre Mutter, übermorgen baut Ihnen der König ein Haus, und am folgenden Tage brechen Sie

ein Bein; so handeln Sie wohl nicht, wenn Sie die Freude, den Schmerz nur innerlich fühlen, nicht äußerlich zeigen? Und wenn Sie äußerlich handeln, so hat wohl die Freude, der Schmerz, und das heißt doch wohl die Stimmung, keinen Einfluß, ich will nur sagen, auf den Ton Ihrer Worte? Nun denken Sie sich einen Menschen, bei dem in der Seele nicht Alles niet- und nagelfest ist, wie ich z. B. bin; ist es bei dem nicht ganz natürlich, daß die Stimmung ihn härter ergreift und ihn stärker mit sich fortreißt? Entschuldigen Sie mich daher mit sich, und das können Sie, wenn Sie sich in mich versetzen. Doch, sollte Ihnen das nicht Genüge thun, so wollen wir eine andere Seite der Sache in's Auge fassen. Wie, wenn der Minister in seiner Person eben so recht hätte, als ich in der meinigen? Er, der nur Akten, Courfahren, Soupers, Assembleen, Suppliken, kurz alle die Armseligkeiten kennt, welche die große Welt und das geschäftige Leben für Realitäten ausgeben, er kann sich so wenig in die zarte von großen, schönen, menschlichen Empfindungen angefaßte Seele Werther's versetzen, als ich mich in die seinige. Ferner muß man doch eingestehn, daß Werther wirklich ein Kunstwerk ist, in welches sich zu versetzen eine frischere, jugendlichere Stimmung gehört als zum

Genuß der Iphigenie; und daher würde ich, wenn er gegen diese gesprochen hätte, sicher nicht so zweideutig geantwortet haben als ich that, indem ich gewisser gewesen wäre, einen Punkt in Goethe's Iphigenie auszumitteln, von dem aus ich und er die Sache gemeinschaftlich hätten betrachten können. Endlich war das, was er über den Werther sagte, so, ich will es gerade heraussagen, dumm, daß es mir eigentlich Spaß machte, ihn darin zu bestärken. Durch einen Zufall sah nun dieses Bestärken einer Schmeichelei ähnlich, aber wahrhaftig keiner niedrigen, denn ich drückte mich immer zweideutig aus, und Keiner, als Sie, konnte meine damalige Stimmung gegen die vorhergehende halten. Uebrigens bin ich überzeugt, daß Jeder der Anwesenden bei Bunian's mir es verdacht hat, daß ich nicht stärker geschmeichelt habe."

„Das entschuldigt Sie wahrscheinlich," sagte Hartmann.

„Gar nicht!" erwiederte Fink. „Nur möchte ich Ihnen bei der Gelegenheit zeigen, daß gerade meine simple, unverhüllte Art zu handeln es ist, welche Ihnen einen Vortheil über mich giebt. Hätte ich Ihnen meine ersten Empfindungen bei der Lesung der Iphigenie nicht gestanden, so hätten Sie mich wahrlich jetzt nicht anklagen

können. — — Daß ich Necker's Satyre vertheidigte, war eine Laune, in welcher aber für mich ein Trost, eine Stärkung liegt. Ist es nicht äußerst human, immer das Beste, das Menschlichste anzunehmen? Unser ganzes Leben ist so schaal, so prosaisch, daß wir ohne poetische Fictionen gar nicht leben können; die Wirklichkeit wird uns bald, zu bald zur Last, und wir müssen sie mit Bildern unserer Phantasie überkleben, um sie lieben zu können. — Sie sind so still?"

„Ich habe mich," sagte Hartmann, „während Ihrer ganzen Declamation damit beschäftigt, daß ich mich gefragt habe: wohin führt diese Philosophie?"

„Wer wird darnach fragen," sagte Fink, „man kann mit jeder Philosophie an den Galgen kommen. — Ueberhaupt, Hartmann," fuhr er fort, und nahm ihn bei der Hand, „wer wird den Tand des Lebens für so viel werth halten, daß er auf wenige Worte ein Gewicht legt, welche, in einer unwillkührlichen Stimmuug ausgesprochen, vielleicht ganz anders wirken, als der Sprechende es wollte. — Was ist die Erde gegen die Welt, das Menschengeschlecht gegen die Erde, und wir Beide gegen das Menschengeschlecht? Und was ein einzelnes Wort, eine einzelne Handlung, eine einzelne Stunde gegen ein Menschenleben? — Sehn Sie

lieber Hartmann! nun will ich es Ihnen gestehen, daß ich vorher innerlich lächelte, als Sie sagten, Sie befürchteten, ich würde meine Freundschaft gegen Sie zurücknehmen. Bei der hohen Toleranz, welche ich gegen fremdartige Handlungen und Empfindungen habe, bei der Geringschätzung, mit welcher ich mich, Sie und die Menschen betrachte, haben Sie das von mir wahrlich nicht zu erwarten. — Und wollten Sie die Ihrige zurücknehmen, so kann ich nichts, als Sie bitten, es nicht zu thun. — Wollen Sie es dennoch, nun so kann ich Sie versichern, daß ich es nicht thun werde."

Sie standen bei den letzten Worten vor Fink's Thür; Fink klingelte.

„Adieu!" sagte Hartmann kalt.

„Gute Nacht!" erwiederte Fink.

Der Bediente kam mit Licht, um Fink die Thür zu öffnen. Hartmann ging vorwärts.

„Kann ich morgen Mittag bei Ihnen essen?" fragte Fink.

„Ich werde es Ihnen morgen früh sagen lassen," erwiederte Hartmann.

„Gute Nacht, lieber Hartmann!" sagte Fink.

Am andern Morgen erhielt Letzterer folgendes Billet:

„Sie haben mich gestern Abend überredet, aber „nicht überzeugt. Sie können nicht verlangen, daß ich „Ihr Freund sein soll, da Ihre Seele Stimmungen „hat, in denen Ihnen Treue und Freundschaft lächer„lich erscheinen können. — Ich bin zu stolz, mein Be„tragen Ihrer wandelbaren launischen Kritik zu unter„werfen, und ziehe mich daher zurück. — Trösten Sie „sich damit, wenn mein Verlust Sie vielleicht für einige „Minuten nachdenkend machen sollte, daß Sie ein Amt „und eine reiche Braut gewonnen haben. Eine Närrin, „welche sich von Ihrer glatten Zunge bethören läßt, „und ein treuer Freund finden sich ja wohl wieder. — „Ich bin heute Mittag gebeten."

Hartmann.

Die gelehrte Gesellschaft.

„Nur herein, nur hier herein, lieber Fink," rief Bunian und öffnete die Flügelthüren.

Beide traten in einen langen, eleganten und wohlerleuchteten Saal, in welchem eine bunte Reihe von Herren

und Damen durcheinander wandelte, und den Günstling des Ministers mit Sehnsucht erwartete.

Forstner drängte sich durch, drückte Bunian mit vieler Devotion die Hand und in seiner Miene zeigte sich jene Mischung von Eitelkeit und Demuth, welche das subalterne Gemüth verräth, das den Niedrigen keine Blöße geben, und den Höhern die gebührende Huldigung nicht entziehen will. — „Sein Sie mir herzlich willkommen," sprach er, „herzlich willkommen; ich grüße Sie, Herr Fink, und heiße auch Sie willkommen."

Fink antwortete mit einer stummen Verbeugung. Man trennte sich; und Fink sah sich in ein paar Augenblicken von lauter Bekannten aus dem Bunian'schen Hause umgeben. Bissing drängte sich hastig an ihn; der Rath Becker grüßte ihn kalt; Karoline erkundigte sich spöttisch nach seiner Braut; die Meisten aber bezeugten ihm eine Art von Ehrerbietung, welche er gutmüthig genug auf seinen Ruf und seine Verdienste in der literarischen Welt schrieb, da sie doch eigentlich dem Protegé des Ministers gehörte.

Bissing entfernte Fink ein wenig von der Gesellschaft. „Um Gotteswillen, lieber Fink," sprach er, „sagen Sie mir, welch ein böser Dämon hat Sie in diese Gesellschaft,

in diese Fabrik der Langenweile geführt? — Etwa der dort?" indem er heimlich auf Bunian zeigte?

„Zum Theil," erwiederte Fink, „und dann ist es mir darum zu thun, mich bei diesem kalten Winter durch eine Frühlingsempfindung zu ergötzen."

„Wie so?" fragte Bissing neugierig.

„Nun, diese Gewürme, Insecten und Schaafe durch einander springen zu sehn und Forstner oben an, wahrlich dies ist ein Schauspiel, welches einem schon die abwesende Braut vergessen machen kann."

„Ich fürchte nur," erwiederte Bissing, „in der Wirklichkeit dürfte dies Schauspiel nicht zum Angenehmsten sein, es treten da so unpoetische Momente dazwischen, daß man froh wird, wenn sich die ganze Gesellschaft in das Abendessen verbeißt, statt die Gelehrsamkeit zu zerfleischen."

„Nun, nachdem es kommt," erwiederte Fink, „und glauben Sie mir, man thut sehr Unrecht, die Langeweile zu verachten; auch sie hat etwas sehr Interessantes, wenn sie nur gehörig gemischt wird, wie selbst das Wasser Nahrungstheile hat, wenn man es in einer Rumford'schen Suppe verarbeitet."

„Sie reden vielleicht noch heute Abend anders — oder auch wohl nicht, denn eben fällt mir ein, daß allerdings heute etwas vorgehen soll, was Ihnen, der Sie so selten hier sind, vielleicht eine sehr große Belustigung verschafft.“

„Und das wäre?“

„Sie werden sich doch für das Drama noch eben so warm interessiren, als sonst?“

„Allerdings.“

„Nun sehen Sie wohl dort das Männchen stehen, runden uninteressanten Angesichts?“

„Ich sehe es.“

„Dies heißt Märker; und in der That hätte kein besserer Name gefunden werden können, um diese Erscheinung von Albernheit, Dummheit, Impertinenz und Arroganz zu bezeichnen, deren einziges Verdienst darin besteht, das, was man sich gemerkt hat, wieder als etwas Eigenthümliches und Selbsterfundenes Andern zu erzählen, und sich damit in Ansehn zu setzen. Mit einem Worte, dieser Mensch ist ekelhaft, wie eine Tabagie am frühen Morgen, ehe sie aufgeräumt und gelüftet ist; aber bei alledem kann er uns einen sehr vergnügten Abend machen.“

„Wie so?“

„Dieser Mensch ist von den Iffland'schen Dramen und Familiengemälden so begeistert, besonders von Iffland's Dienstpflicht, daß er es gewagt hat, ein eigenes Stück zu verfertigen; und dies will er heut Abend vorlesen.“

„Könnten Sie mich nicht,“ sagte Fink sehr eifrig, „mit diesem Herren bekannt machen? Dies wäre mir im höchsten Grade interessant.“

„Mit Vergnügen, sobald er nur mit dem Manne, welcher jetzt mit ihm spricht, sein Gespräch geendigt haben wird.“

„Und wer ist Dieser?“

„Er ist Jude, und heißt Marcus, er hatte in seinen besten Jahren das Unglück, mit mehreren berühmten Männern in Verbindung zu stehen; und ist dadurch in einem Grade unausstehlich geworden, daß ich es Ihnen unmöglich wünschen kann, nur zwanzig Worte mit ihm zu reden. Er weiß Alles durchgängig besser, und ich wollte viel wetten, wenn Sie nur ein paar Worte mit ihm wechseln, er wird Sie über ein halbes Dutzend Gegenstände belehren, und das mit einer Attitude und einem Organ, daß Sie es nicht wagen werden, zu widersprechen.

Man möchte so wie Hamlet den Degen dem Geiste, so ihm einen Stock entgegen halten, damit er einen nur mit seinen Gestikulationen und seinem Geschrei nicht beschädigt."

„So wollen wir ein wenig warten," sagte Fink, „denn vor dieser Race verzagt meine ganze Seele."

„Indessen," fuhr Bissing fort, „läßt dieser böse Geist sich vertreiben, man darf nur Goethe nennen, und er weicht wie Jener bei dem Tobias; aber freilich sieht er seinen Gegner an, glaubt er allenfalls, daß er ihn einschüchtern könne, und vermuthet er nicht besonders viel Witz bei ihm; so läßt er sich allenfalls auf Gründe ein, wobei denn die entfernter stehenden gemeiniglich eiligst herbeikommen, vermeinend, daß jene Zwei sich zanken; aber in der Regel weicht er, so wie man Goethe den verdienten Weihrauch streut."

„Jetzt geht er von ihm," sagte Fink, der mehr nach Märker gesehen, als auf Bissing's witzelnde Reden gehört hatte, „geschwind, ehe er uns entwischt."

Bissing stellte Fink vor; und Märker, ohne in Verlegenheit zu kommen, bat Beide, ja recht aufmerksam auf die Fehler zu sein, welche sie etwa hie und da bemerken

würden; denn, setzte er selbstgefällig hinzu, ich bin ein Anfänger und dergleichen unterworfen.

Fink bat sich vorläufig das Manuscript aus, um es, wie er sagte, mehreren Bühnen, zuvörderst aber einigen guten Freunden mitzutheilen, welches Märker mit einer leichten Verbeugung erlaubte.

Plötzlich stürmte Forstner durch die Gesellschaft mit der Uhr in der Hand. „Es ist Zeit, meine Herren und Damen, den Dialog abzubrechen und uns zu setzen; wir wollen die Zeit nicht vertändeln, wollen sie vielmehr nützlich anwenden, setzen Sie sich doch, ich bitte, setzen Sie sich.“

Man saß endlich, Märker setzte sich hinter einen kleinen Tisch, beugte sich gegen die ganze Gesellschaft, und sprach Folgendes:

„Meine Damen und Herren! Es ist allgemein bekannt, daß es bei den schönen Künsten nicht sowohl auf den Stoff, als auf die Form ankommt, in welcher man jenen darstellt. Das Genie und das Talent des Dichters wissen aus dem unbedeutendsten, ja sogar dem widrigsten Stoff ein Kunstwerk zu formen, wie die Biene aus jeder Blume Honig zieht. — Mein Vorbild, dessen

Namen ich nur mit Achtung ausspreche, giebt Beispiele von Beiden; aber es ist unnöthig sie anzuführen, indem die eben genannte Wahrheit zu allgemein angenommen ist. Ich erinnerte nur deßhalb an Sie, weil ich Sie, Verehrungswürdigste, ersuchen wollte, nicht sogleich von dem Titel meines Drama's auf die Verwerflichkeit seines Inhalts zu schließen, es heißt nämlich „Seebald oder der edle Nachtwächter, Familiengemälde in einem Akte." Es wäre mir unstreitig sehr leicht gewesen, irgend einen andern Stand in mein Drama zu verflechten; allein es ist bekannt, welche Vorurtheile gegen mehrere Stände herrschen, und daß namentlich die Deutschen so wenig fein empfinden, daß sie diesen Stand als einen der niedrigsten, zu dem gar keine Talente gehören, sprichwörtlich nicht selten anführen. Um nun zu beweisen, daß es auch hier edle Menschen geben könne, und daß sich im Grunde alle Menschen gleichstehen, schwankte ich lange zwischen Holzhauer und Nachtwächter, und entschied mich endlich für diesen aus innern Gründen, welche sich aus dem Stücke selbst ergeben werden. — Einen Einwurf, der mir gemacht werden könnte, berühre ich noch mit wenigen Worten. Wenn Du Vorurtheile durch Deine

Dramen, und namentlich gegen Stände bekämpfen willst, kann man sagen, warum stellst Du nicht Stände dar, welche noch unter diesem stehen, und deren Namen ich nicht aussprechen mag, aus Furcht ein zu zartes Ohr damit zu erschrecken. Allein diese Männer mögen wohl bedenken, daß in der Kunst doch immer etwas idealisirt werden muß, und daß bis jetzt sich mir kein Weg entdecken will, jene erwähnten Stände in ein Kunstwerk, ohne Schaden der feineren Empfindung zu verflechten. Was ich darüber gedacht, denke ich nächstens der Gesellschaft in einer kleinen Abhandlung vorzulegen, bitte dieser Ausschweifung wegen um Verzeihung, und fange jetzt mein Werk an zu lesen, für welches ich mir Richter erbitte, welche Güte mit der Gerechtigkeit zu vermählen wissen werden.“

Seebald

oder:

der edle Nachtwächter.

Familiengemälde in einem Akte.

Personen:

Der Fürst von *

von Krall, Amtmann von Weißenau.

Peter, ein junger Hirte, Liebhaber von Luise.

Seebald, Nachtwächter.

Amalia, seine Gattin.

Luise, seine Tochter.

Fritz, sein Sohn, Kind von zwölf Jahren.

Werner, Schulze des Dorfes.

(Scene im Hause des Nachtwächters.)

Erster Auftritt.

Abend, man hört es halb schlagen.

(Amalia an einem Tische, Fritz neben ihr. Luise auf der andern Seite, beide Frauenzimmer stricken.)

Luise. Schon halb zehn. Es wird spät, und der Vater kömmt noch nicht.

Amalia. (seufzt.)

Luise. Wo er nur sein mag?

Fritz. Er bringt mir was mit, er bringt mir was mit, Fritz hungert.

(Amalia seufzt tiefer, und wirft einen wehmüthigen Blick zum Himmel.)

Luise. Ihr seid auch gar zu betrübt, Mutter. Noch ist ja nicht Alles verloren.

Amalia. Alles, mein Kind, Alles! denn, wo man sich nur retten kann, mit Aufopferung seiner Tugend, da kann man sich nicht retten und Alles ist verloren.

Luise. Wäre es denn nicht möglich, den Amtmann zu versöhnen?

Amalia. Nein, mein Kind; Dein Vater wird nicht aufhören seine Pflicht zu thun, und der Amtmann nicht das Pflichtwidrige zu fordern.

Luise. Der Amtmann fordert so wenig, solch eine Kleinigkeit.

Amalia. Abweichung von der Pflicht ist keine Kleinigkeit. Der Amtmann verlangt, weil er die Gicht hat, Dein Vater solle nicht mehr vor seinem Fenster die Stunden ausrufen, und ihn dadurch erwecken. Nein, sprach Dein edler Vater, ich bin vereidet, in der Mitte des Dorfes die Stunden auszurufen, und was kann ich

dafür, daß das Amthaus daliegt, und ich den Herren Amtmann störe. Dienstpflicht geht Allem vor. — So zog er sich des Amtmanns Feindschaft zu, welche ihn wohl noch aus diesem Dorfe treiben wird; ach! und ich scheide so ungern. —

Luise. Denkt nicht daran.

Amalia. Dort stand meiner Eltern Haus, mein Mann warb um mich, und der Eltern Segen bestätigte den Bund unserer Herzen — kaum ein Jahr verheirathet, und die Flamme fraß unsere Habe. Wir machten Schulden, und erbauten unsere Hütte von Neuem; aber Mißwachs, Krieg und Noth zwangen uns endlich, sie zu verkaufen. Ich schied mit Thränen, Peter Kappe wohnt jetzt darin.

Luise. O, weckt nicht diese Erinnerungen.

Amalia. Da warb Dein Vater um einen Dienst; die Nachtwächterstelle war offen, und der alte Amtmann gab sie ihm, schüttelte ihm die Hand und sagte: Es ist brav von Euch, Seebald, daß Ihr lieber arbeiten wollt, als der Gemeine zur Last fallen — aber leider hatte sich Dein Vater schon vorher dem Trunke ergeben. — O, laß mich schweigen!

Luise. Mutter! Mutter! ich bin ja noch da, ich werde Euch trösten.

Amalia. Zu spät bemerkte ich es — die Gewohnheit war zur andern Natur geworden. — Vergebens las ich ihm aus Hufeland's trefflichem Buche, vergebens aus Faust's Gesundheits-Katechismus die dahin gehörigen Abschnitte vor — Alles blieb wie es war; und nun der Armuth nahe — wer kann mich retten? — (große Pause) Du könntest es, wenn Du wolltest.

Luise. O Mutter — um Gottes willen nicht diese Saite; Peter hat mein Herz, meine Liebe, und für ewig — der Schulze ist ein Niederträchtiger, der mit dem Amtmann unter einer Decke spielt.

Amalia. Aber der Schulze ist jung, und der Einfluß einer Frau ist groß. Durch Dein Beispiel, Dein gütiges Zureden, würde er vielleicht die Gesellschaft des Amtmanns meiden — und sein Geld würde uns vor dem Untergange schützen. — Dein Peter ist aus, Geld einzutreiben; Peter ist arm, gelingt es ihm nicht, Deinem Vater etwas zu verschaffen, sprich, wovon sollen wir unser Leben fristen? — O es ist grausam, grausam!

Luise. Mutter, um Alles in der Welt, quält mich nicht. Was meinem Vater seine Pflicht, ist mir

die Liebe; ihr opferte er uns, der Liebe opfere ich mich und Euch.

Amalia. O, daß ich meine Klagen könnte vor den Thron unsers Fürsten bringen; aber er ist verreist, und Niemand weiß wohin. Doch würde meine schwache Stimme wohl zu der Höhe des Thrones gelangen? Die Großen haben so selten ein leises Ohr für das Elend!

Fritz. Mutter, hungert mich sehr.

Amalia. Der Vater kommt gleich, Kind; nur noch eine kleine Viertelstunde.

Fritz. (Der herumgegangen ist, ängstlich.) Mutter! Mutter! Vater kommt nicht wieder. —

Luise. Warum nicht, Kind — er muß nun bald seine Pflicht thun — er kommt gewiß.

Fritz. Nein, er hat das Horn schon mitgenommen. — Siehst Du, da hing es sonst.

Luise. Wirklich. Aber dort steht ja sein Spieß; siehst Du, daß er wiederkommt.

Amalia. Seltsam, daß er das Horn mitnahm. — Ach, Luise, warum wird mir plötzlich so bang!

Luise. Auch ich bin beklemmt — aber laßt Euch das nicht anfechten; das kommt oft aus dem Blute, oder

einer andern körperlichen Ursache — man muß nicht abergläubig sein.

Fritz. Mutter, wenn ich groß werde, will ich auch einen Spieß haben, und damit will ich die Bösewichter verfolgen.

Amalia. Edles Kind — da würde man Dich verfolgen, und Du würdest unterliegen.

Fritz. Dann bin ich stark, Mutter, und wehre mich.

Amalia. Das Schicksal, mein Kind, die Nothwendigkeit, sie drückt den Stärksten zu Boden — möchtest Du nie die Erfahrung machen! — O Luise, auch um des Kindes willen thut mir meine Armuth leid, welche glückliche Anlagen hat es nicht, und ich muß sie alle verwildern lassen — des Amtmanns Kinder haben die schönsten Bücher und achten sie nicht — o wie mir das weh thut, daß ich sie nicht borgen kann — und doch ginge es vielleicht, wenn der Amtmann uns wohlwollte. — Aber horch, ich höre Geräusch — es ist mein Mann — o mein Seebald. (Sie eilt ihm entgegen.)

Zweiter Auftritt.

Seebald. Vorige.

Seebald. Ist es schon zehn Uhr? — Guten Abend, Frau.

Luise. }
Fritz. } Guten Abend, Vater.

Seebald. Guten Abend — schon gegessen, Fritz.

Fritz. Nein, Vater, hungert mich sehr.

Seebald. Hier Fritz, und da Frau. (giebt ihr Geld.)

Amalie. So viel Mann? dann sind wir ja auf viele Tage glücklich.

Seebald. (Lacht bitter.)

Amalia. O sprich, wie hast Du so viel erhalten?

Seebald. Genieße es, und frage nicht, woher? nicht, was morgen sein wird? Heute ist heute, mache es durch Deine Sorgen nicht zu morgen. (Luise und Amalie geben sich verlegene Blicke.)

Fritz. Danke Dir, Vater, schmeckt mir.

Seebald. Glücklicher Knabe! Du bist nun befriedigt, und bist ruhig; Du ahnest nichts von den Sorgen, welche Andrer Herz zerreißen.

Amalia. Thränen, Seebald? was ist das?

Seebald. Du hast Recht. Thränen sind hier am unrechten Orte, Flüche würden meinem Munde besser anstehen, Flüche über mich, der Euch Alle in dies Elend stürzte; und glaube mir, Amalia, ich spare sie nicht — aber ich spreche sie nicht aus.

Amalia. Liebster Mann.

Luise. Liebster Vater.

Fritz. Mutter, ich fürchte mich. —

Seebald. That ich es denn nicht in guter Absicht, daß ich mich dem Trunke ergab? sprach nicht so Vieles dafür, konnte ich glauben, daß — (Amalia nähert sich ihm.) Hinweg von mir Du Reine, mein Verbrechen ist groß, es stinkt zum Himmel — ich darf Dich nicht umarmen — es brennt wie die Hölle in meinem Busen das Bewußtsein meiner Schuld.

Amalia. Dennoch, dennoch, mein Ernst. (Umarmung.)

Luise.
Fritz. } Lieber Vater.

Seebald. O geliebtes Weib und Kinder! wie glücklich bin ich in Eurer Mitte.

Amalia. Gewiß, lieber Mann, wirst Du Deinen Fehler ablegen; o laß mich dafür sorgen, daß es geschehe,

mit Liebe will ich Dich dazu zu bewegen suchen. Alle Tage tröpfele ich in das Glas, aus dem Du trinkst, einen Tropfen Siegellack wie Hufeland räth, und so entwöhnst Du Dich ganz unmerklich. Noch ehe dies Geld ausgegeben ist, welches Du mir gereicht, bist Du weniger ausschweifend.

Seebald. Dies Geld —

Amalia. Nun, was starrst Du so plötzlich?

Seebald. Ehe dies Geld ausgegeben ist? Dies Geld — wehe mir.

Amalie. Ich verstehe Dich nicht.

Seebald. — Wisset denn — aber Du wirst mich verabscheuen — ich that — ich habe — Eure Noth — mein Wunsch nach dem so lange entbehrten Getränk — — O Gott — in dieser Verwirrung — fast ohne Bewußtsein — habe ich — seht mich nicht an — mein Horn versetzt.

Amalia. }
Luise. } Barmherziger Gott.

Seebald. Ich weiß es, daß ich mich meinen Feinden in die Hände liefere, ich weiß es, daß sie triumphiren werden, denn sie wollen an mich, das ist gewiß; aber ich werde dreist meinen Blick aufschlagen können und sprechen:

Was ich that — ich will es verantworten, nicht vor Euch — aber einst dort, und so fragt denn nur kaltblütig die Gesetze, zu welcher Strafe sie mich verdammen — erdulden will ich sie, aber verdient habe ich sie nicht.

Luise. Ich muß ihm zu helfen suchen. (Ab.)

Amalia. O Gott, mußte ich das erleben! — Aber bei wem hast Du es denn versetzt?

Seebald. Bei Bartheln.

Amalie. Bei dem vertrautesten Freunde des Schulzen. Sicher wird er diesem davon Nachricht geben — und dann weh uns!

Seebald. Mag er doch; es war meine letzte Zuflucht — und doch vielleicht ist er mitleidig, er kennt meine Lage — aber Gott, was hilft mir das Alles? — Hier schlägt es zehn, wie werde ich im Stande sein, mein Amt zu versehen?

Amalia. Ich will hin zu Bartheln. Weiberthränen haben so oft Wunder gewirkt; sie haben einst Rom gerettet; darum laß mich; ich will als Gattin, als Mutter will ich reden.

Luise (kommt zurück mit einem Hirtenhorn). Hier Vater ist Hülfe — Peter hat Euch sein Horn bis morgen früh geliehen, nehmt es und thut Eure Pflicht.

Seebald. Ich danke Dir mein Kind, ich danke Dir von ganzem Herzen, ob mir gleich dies — unnütz ist. — Welche Verwirrung könnte ich damit anrichten; würden die Bauern nicht denken, wenn sie den Ton dieses wohlbekannten Hornes hörten, es sei die Zeit des Aufstehens? — Darum, mein Kind, nimm es zurück, und sage Petern, ich dankte ihm, und würde, wenn ich schon seine Gutmüthigkeit nicht benutzen könnte — sie so lange ich lebte schätzen. — Hier — nein, laß es mir, ich will es als einen Beweis seines guten Herzen bei mir tragen bis morgen, ich will es ihm selbst zurückgeben — ich will — o weint nicht, flucht mir lieber, mir dem Urheber Eurer Qual! —

Amalia. Mein Gatte!

Luise. Mein Vater.

Seebald. Welch ein Geräusch — man pocht — öffne Luise.

Amalia. Gott! mir ahnet etwas — o daß ich mich täuschte. (Der Amtmann und Schulze treten ein.) Nein, es ist wahr, meine Vermuthungen werden zu schrecklicher Gewißheit!

Dritter Auftritt.

Vorige. Amtmann. Schulze.

Amtmann. Warum seid Ihr nicht auf Eurem Posten? Seht hier, ein Viertel auf Eilf.

Schulze. Warum versäumt Ihr Euer Amt?

Amtmann. Ihr seid ein liederlicher Wirth, ein Säufer.

Schulze. Geht auf Euren Posten.

Seebald. Ich weiß, weßwegen Sie gekommen sind, Befriedigung für Ihren Haß zu suchen. Elende sehen, ist Ihre Freude, und Elende machen, Ihr Glück. Weiden Sie sich nun — denn Sie wissen ja, daß ich nicht blasen kann.

Amtmann. Und wenn nun Feuer auskommt, liederlicher Mensch, wie dann? — Will Er das Unglück des Dorfes auf Sein Gewissen laden? — Ei der schönen Dienstpflicht! schlafen ließ Er mich nicht in Seinem Diensteifer; aber das Dorf mag abbrennen. — Schämt Er sich nicht, Heuchler?

Seebald. Gott kennt mich und mein Herz; — der bürgerlichen Strafe unterwerfe ich mich.

Amtmann. Ich will Euer Unglück nicht, versprecht mir nur, daß Ihr mich künftig nicht mehr im Schlafe stören wollt, und gebt Eure Tochter dem Schulzen hier, und ich will die Sache gütlich beilegen; wo nicht, so bringt Ihr die Nacht im Amtsgefängniß zu, und werdet morgen abgesetzt. — Jetzt wählt.

Seebald. Was ist da zu wählen? Hier giebt es keine Wahl. Die Hand meiner Tochter hängt nicht von mir ab, sondern von ihr, sie entscheide; und ich soll Sie schlafen lassen — auch wenn es nicht gegen meine Pflicht wäre an einem andern Orte abzurufen, von wo ich weniger das Dorf übersehen kann, auch wenn ich Sie nicht störte, würden Sie nicht ruhig schlafen. — O es ist ein schlimmes Pfulben, wenn man sich böser Handlungen bewußt ist.

Amtmann. Mensch! — doch Ihr sollt mich nicht aufbringen — wie Ihr wollt — und was sagt das Töchterchen dazu — hat sie auch solche Romangrillen im Kopfe? — trete Sie doch vor. — Nun wie ist es, wird Sie geschmeidiger sein?

Luise. Sie zwingen mich also, Ihnen zu sagen, wie ich Sie verachte. — Nun dann, es sei darum; was

hat der Unglückliche noch zu fürchten, der von der übermüthigen Stärke zertreten im Staube liegt. — Hier! ist es klug die Uebermacht zu reizen, damit sie sich nicht länger an den Krümmungen des Wurmes weide, sondern ihn mit einem barmherzigen Fußtritte zerschmettere.

Amtmann. Bravo, bravo, mein Kind; und Sie schlägt also den Schulzen aus?

Luise. Ich würde ihn ausschlagen, und wenn er eine Krone trüge.

Amtmann. Schon gut, schon gut. (Heimlich zum Schulzen.) Unser Plan geht fehl, ich möchte vor Bosheit bersten, und sehe Er nur, wie Zorn und Verachtung dem Mädchen gut stehen.

Seebald. O, meine Luise, erst heute erfahre ich, daß Du die Tugend wahrhaft liebst — laß Dich umarmen — o ich scheide gern, denn ich besitze den größten Schatz, eine tugendhafte Tochter. —

Vierter Auftritt.

Vorige. Peter.

Amtmann. Was will Er?

Peter. Herr Amtmann, eine Fürbitte thun für den ehrlichen Mann, dessen Tochter ich liebe.

Schulze. Aha — darum waren Jungfer Seebald so spröde und tugendreich — nun Glück zu.

Seebald. Ja wohl, Glück zu — Kinder, ich gehe in das Gefängniß; aber ehe ich mich meiner Strafe unterziehe, lege ich hier Eure Hände in einander, und spreche den Segen über Euch aus. — Komm her, Amalia, laß sie uns mit Thränen einsegnen.

Luise. Jede dieser Perlen wird mir unendlichen Segen bringen.

Seebald. Liebt Euch, meine Kinder, und wenn dann auch am Horizonte Gewitter sich thürmen, so wird ein Lächeln des Gatten sie verscheuchen.

Amalia. Liebe ihn, Luise, — mit Freuden und Schmerzen spreche ich das Wort — und Du darfst den Himmel nicht erst jenseits des Grabes suchen.

Schulze. (Welcher heimlich mit dem Amtmann gesprochen.) Lassen Sie mich nur machen — der Liebhaber muß aus dem Wege. — Was ist denn das für ein Horn dort?

Peter. Es ist meines.

Amtmann. Und wie kommt es hieher! Ha, ich errathe — Antwort und nicht gelogen oder —

Peter. Halt, halt, Herr Amtmann! Antwort soll Ihnen werden, ich habe noch nie gelogen, und werde jetzt nicht lügen. Ich wollte es Seebald leihen, um es statt des Seinigen zu gebrauchen.

Amtmann. Und also, Mensch, wollet Ihr einen unordentlichen ungetreuen Staatsdiener in seinen Ausschweifungen bestärken; und bedachtet nicht, daß Euer Horn das ganze Dorf in Bewegung bringen würde? — Ihr begleitet ihn in's Gefängniß.

Peter. Nimmermehr.

Amtmann. Wagt es nicht, Euch zu widersetzen oder ich rufe Hülfe, wißt Ihr, daß Ihr ein Rebell seid.

Peter. Ich gehe nicht in's Gefängniß.

Luise. Thue es immerhin.

Seebald. Es ist die Obrigkeit, welche es befiehlt.

Amalia. Lieber Peter, thue es immerhin.

Peter. Nein, durchaus nicht — an mir soll die Eigenmacht zu Schanden werden.

Amtmann. Schulze, greif Er zu.

Peter. Ha! dann müßte ich keine Kräfte haben. (Er wirft den Schulzen bei Seite.)

Amtmann. Ha! wagst Du es auch an mich Deine Hand zu legen? (Geht auf ihn los.)

Peter. Warum nicht. (Will sich vertheidigen, der Fürst erscheint an der Thür.)

Seebald. Nein, das sollst Du nicht.

Peter. Laßt mich, ich bitte Euch, laßt mich.

Seebald. Und wenn es mein Leben kosten sollte. Herr Amtmann, Herr Schulze, nähern Sie sich mit mir dem rasenden Menschen, wir wollen ihn mit vereinten Kräften bändigen; der Obrigkeit muß gehorcht werden. (Angriff und Getümmel. Der Fürst tritt vor, knöpft sich den Ueberrock auf, so daß man den Stern sieht und ruft: halt!)

Fünfter Auftritt.

Fürst. Die Vorigen.

Fürst. Ich komme hier zu einem Auftritt voller Gewaltthätigkeit. Wer seid Ihr?

Seebald. Ich bin Ew. Durchlaucht treuster Nachtwächter, dies ist meine Gattin, dies mein Schwiegersohn, dies meine Kinder.

Fürst. Und Ihr?

Amtmann. Ich bin der Amtmann dieses Orts, und Dieser ist Schulz des Dorfes.

Fürst. Man erzählt sonderbare Dinge von Euch Beiden; Ihr sollt einiger sein als das Wohl meiner Unterthanen es ertragen kann. — Doch hiervon hernach, eine strenge Rechenschaft erwartet Euch — warum wollt Ihr diesen Mann und Jenen in's Gefängniß führen? — keine Lüge, ich weiß die Wahrheit schon.

Amtmann. Verzeihen Ew. Durchlaucht, er hat durch Veräußerung der zu seinem Amte gehörigen Instrumente sich in die Unmöglichkeit gesetzt es zu verwalten, auch ist er dem Trunke ergeben, und Peter hat ihn in

seinem Ungehorsam gegen die obrigkeitlichen Befehle unterstützt.

Fürst. Und sonst habt Ihr keine Ursache, als diese, ihn zu verfolgen? Der Schulz hat keine Absichten auf seine Tochter? Der Amtmann hat keine Anerbietungen gethan, um ihn zu Uebertretungen seiner Pflicht zu bringen? — Ihr seht, daß ich Alles weiß.

Amtmann. Ew. Durchlaucht — — mein Amtseifer — wenn er mich zu weit geführt haben sollte —

Fürst. Ich kenne Euch, Amtseifer ist die Decke, hinter welcher sie die Kabale verbergen. — Gütiger Gott! ich sitze auf meinem Schlosse, voll Vertrauen auf die Menschlichkeit meiner Subalternen, ohne zu ahnen, daß die schwärzeste Kabale ihr Spiel mit ihnen treibe, und Niemand weckt mich aus dem süßen Traume, daß ich Glück umher verbreite. — Dank Dir, Edelster, der Du mir riethest, mich aufzumachen und incognito durch das Land zu ziehen, um mit eigenen Augen zu sehen. — Ich komme im Dorfe an, und Alles ist voll von Eurer Härte, mit welcher Ihr diesen Mann behandelt; das Gerücht seines Vergehens und Eurer That verbreitet sich; ich komme, ich höre, ich sehe — und Ihr nennt Euch meine

getreuſten Unterthanen? — Erwartet mich morgen auf dem Amtshauſe, und wenn ich nur Eine Rechtsverdrehung, nur Eine Chikane finde in Eurer Amtsführung, dann wehe Euch. — (Amtmann und Schulze ab.) Ich wende mich nun zu Euch, Seebald. — Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, daß ich Euch für ganz ſchuldlos halte; ob Ihr gleich ſolche harte Behandlung nicht verdient habt, lernt daraus, daß ein jeder Fehltritt einen zweiten nach ſich zieht, und daß auch der Leichtſinn im Abgrunde des Verderbens endet. —

Seebald. Mein Fürſt — wenn Sie wüßten, wie unmerklich, wie mir ſelbſt unbewußt, ich mich dem Trunke ergab.

Fürſt. Ich kann es errathen — aber eben darum haben wir eine Vernunft, daß ſie immer wachſam unſere Handlungen beobachten und zügeln ſoll. — Der Amtmann wollte Euch abſetzen, und ich beſtätige ſeinen Ausſpruch, der Euch ſeiner Gewaltthätigkeit entzieht; in Hinſicht Eures Dienſteifers aber nehme ich Euch in meine Dienſte und mache Euch zum Aufſeher der Nachtwächter in der Stadt. — Das Amt iſt bequemer und nährt ſeinen Mann — nur das Eine, daß Ihr nicht aus Liebe zu Eurem ehemaligen Stande zu nachſichtig mit Euren Untergebenen verfahrt.

Seebald. Fürst!

Amalia. }
Luise. } Edler Mensch!

Fritz. Vater!

Fürst. Luise bleibt hier in den Armen ihres Peters — Du wirst traurig, mein Kind? — siehe, so hat jede Freude ihr Leiden neben sich. — Zwar vielleicht wäre es zu vermitteln, daß Peter bei meiner neu-angelegten Holländerei angestellt würde; und dann wäre die Tochter von dem Vater und der Mutter nur eine halbe Meile getrennt. Was meint Ihr?

Luise. Peter (zu seinen Füßen).

Luise. Ich habe keine Worte, meine Thränen mögen für mich reden.

Fritz. Vivat der Fürst — Vivat der Fürst!

Fürst. Gutes Kind, ich muß Deine Unschuld zu bewahren suchen, ich will Dich dem Rector der lateinischen Schule empfehlen, einem wackren Manne. Kannst Du lesen und schreiben?

Amalia. Ich hielt es für meine Pflicht, ihn Beides zu lehren.

Fürst. Und die Mutter hat gewiß nicht ohne Erfolg gearbeitet. — — Du wirst in Quinta fortkommen; ich sorge für Dich und bezahle das Schulgeld.

Seebald. Und auf Neujahr soll er Ihnen die Empfindungen seines Herzens, nicht von einem Fremden eingehaucht, überreichen.

Fürst. Und Ihr, Seebald, behaltet dieses Horn und hängt es auf; und so oft Ihr es ansehtt, so denkt an diese Stunde, die Euch glücklich machte; aber auch an mich, den Urheber und Stifter derselben.

(Sie gruppiren sich, der Vorhang fällt schnell.)

Als Märker geendigt hatte, sprang die ganze Gesellschaft von diesem göttlichen Producte entzückt, auf, um dem Verfasser ihren Beifall zu bezeigen, besonders eifrig war Bunian, welcher ihn sogleich zu seiner gelehrten Gesellschaft ein für allemal einlud. Auch Fink näherte sich ihm, und bat dringend um das Manuscript, welches dieser mit sehr freundlichen Mienen versprach. — Als sich der

Tumult etwas gelegt hatte, so trat Märker vor, und bat um die Erlaubniß, daß sein Freund Röse eine kleine Abhandlung lesen dürfe, dieses Stück betreffend, und daß seinem Freunde dieselbe gütige Aufmerksamkeit werden möchte, wie sie dem Verfasser geworden sei. Röse und die Gesellschaft setzten sich, und Jener las:

„Ich richte bei der Kritik dieses Stückes zuerst Ihre Aufmerksamkeit, Verehrungswürdigste, dahin, daß es demselben an einem Titel gebricht, welcher es von allen Seiten charakterisirt. — Familiengemälde scheint mir in mehr als einer Rücksicht zu vage zu sein, und besonders das Muster nicht bestimmt angegeben, dem sich der Verfasser auf einem originellen Wege zu nähern, und welches nachzuahmen er gesucht hat. Man kann freilich fragen: Warum ein Titel, und zwar ein bestimmter für eine jede Gattung nothwendig sei: allein, wenn man die Verwirrung kennt, welche in der Aesthetik eben aus dieser Unbestimmtheit entstanden ist — ich erinnere nur zum Beweise an die Worte: Ode, Lied, Elegie — so wird man eine ganz bestimmte Terminologie in der Poetik wünschenswerth finden. Ich wage es daher, für diese Gattung den Namen: Iffländerei, welcher mit Holländerei analog ist, vorzuschlagen, und welcher auf der einen Seite an den Erfinder

und Ausbilder dieser Gattung unter den Deutschen, theils durch die angeführte Analogie an den praktischen Inhalt der Stücke selbst erinnert. Doch müßten die Dramen des Erfinders diesen Namen nicht erhalten, sondern nur die Nachahmungen, um diese sogleich zu classificiren. Allein, lassen Sie uns von dieser Kleinigkeit abstrahiren, uns zum Drama selbst wenden, und einen Weg einschlagen, um den Hauptcharakter, welchen der Dichter ein wenig enigmatisch gezeichnet, zu beleuchten; einen Weg, welchen der unsterbliche Goethe, in seinem eben so unsterblichen Meister, bei Gelegenheit des unsterblichen Hamlet, genommen hat. Dennoch würde ich diese Art darzustellen, gar nicht gewagt haben, wenn nicht in einem herrlichen Theaterjournal mehrere Charaktere auf jene Weise zergliedert worden. Wir wollen nämlich untersuchen: Wie der Nachtwächter Seebald vorher gewesen sei, ehe das Stück beginnt. — Sollte dieses Unternehmen Beifall finden, so will ich es mit mehreren Charakteren eben so machen, und in einigen andern Abhandlungen den Charakter des Abällino und Papageno durchgehen. — Unser Nachtwächter war aus demselben Dorfe, als seine Gattin geboren, mit strengen, fast überspannten Begriffen von Ehre, Pflicht und Diensteifer.

Seine Lage, nachdem er sich mit seiner Frau verheirathet hatte, war glänzend; er hatte ein eigenes Haus, und dadurch gewiß eine Reihe von Bequemlichkeiten, welche seine ärmern Nachbarn entbehren mußten, und die eben dadurch seine Seele zu der Weichlichkeit stimmten, die nachher der Grund seines Unglücks ward. — Eine Feuersbrunst, Mißwachs und andere Unglücksfälle bringen ihn nun zum Elend; seine Seele bleibt unerschüttert, aber sein Körper erliegt, und es ist wahrscheinlich, daß er schon damals sich dem Trunke ergeben habe. Noch mehr aber ist dies gewiß geschehen, als er den Nachtwächterdienst, um den er bat, erhalten. Wer die Beschwerlichlichkeiten dieses Postens kennt, wer es weiß, was es sagen wolle, im Schnee, Regen und Ungewitter auf freier Straße zu wachen, wird es sehr natürlich finden, sich dem Trunke zu ergeben, besonders, wenn der Mann, welcher diesem Posten vorsteht, kränklich ist, wie auch dieses ganz leise an einem Orte des Drama's berührt wird. Der Zusammenhang zwischen seinem Laster und seiner physischen Natur, welcher hierdurch entsteht, ist unendlich schön und psychologisch aufgefaßt, wie denn das ganze Stück von ähnlichen Schönheiten wimmelt. Ein Schritt abwärts zieht den andern nach sich; die Begierde

wächst, und mit ihr das Elend, und grade in dem Zeitpunkte, wo es am höchsten gestiegen, läßt der Dichter das Stück beginnen, um so auf dem nächsten Wege zum Ziele zu gelangen. So viel vom Hauptcharakter. Von den einzelnen Schönheiten will ich schweigen, wie zum Beispiel, allenthalben der ehemalige bessere Stand hervorleuchtet in den sententiösen Reden der Frau, in der Erziehung des Kindes, in der Erwähnung Hufeland's und Faust's; wie es den Nachtwächter charakterisirt, daß er gerade sein Horn versetzt u. s. w. Alles dies, von dem Manches sogar dem unkundigen Auge ein Fehler zu sein scheint, ist eine wahre und echte Schönheit, und mit einem Worte, dies Drama wird bestehen, wenn andere Nachahmungen Iffland's schon längst ihren Tod gefunden haben. Man kann, den einzigen Fehler ausgenommen, daß von Anfang des Stücks an, bis dahin, wo es zehen schlägt, nicht gänzlich eine halbe Stunde verfließt, dies Drama in jeder Hinsicht klassisch und vollendet nennen, und ich hoffe jeden Freund des Edlen und Schönen mit der Nachricht zu erfreuen, welche ich auf ausdrückliche Erlaubniß des Verfassers zum Schlusse beifüge, daß wir dies Drama bald gedruckt sehen werden."

Die Gesellschaft gerieth nun in ein neues Entzücken,

und war zweifelhaft, wen sie mehr mit Lob überhäufen sollte, den Dichter, oder den Kritiker. Bunian lud auch den Letztern ein für allemal zu seiner Gesellschaft ein. Fink hatte bei alledem sehr vergnügte Augenblicke, er saß in einem Winkel, wo er sich satt lachen konnte, ob es ihn gleich innerlich ärgerte, daß Menschen wie Märker und Röse, welche eigentlich froh sein sollten, daß sie auf zwei Beinen gingen, und daß sie mit einiger Anstrengung sich lächerlich machen konnten, daß diese Männer wie Iffland, den Fink als denkenden Künstler und komischen Schauspieler und Dichter schätzte, und wie Goethe, dessen Namen er nie, als mit einer innigen Verehrung und Liebe aussprach, nachzuahmen, nur die Idee fassen konnten. — Er theilte seine Gedanken Bissing mit, und Dieser redete ihm zu, Röse und Märker durch ein Supplement zu ihren Arbeiten lächerlich zu machen. Fink weigerte sich Anfangs, allein Bissing wußte durch so viele feine Wendungen und Schmeicheleien die Eitelkeit Fink's aufzuregen, daß dieser nachgab, um die Erlaubniß zu reden bat, und folgende Anrede hielt:

„Ich will nicht viel Worte machen, wie Ihre Producte mich entzückt haben; ich rechne die Anhörung derselben unter die vergnügtesten Momente, welche ich seit

langer Zeit genossen, nehmen Sie meinen innigsten Dank dafür, welchen Ihnen kein Mann von Geschmack versagen wird. — Aber erlauben Sie mir, Ihnen noch Manches, was ich auf dem Herzen habe, mitzutheilen. Warum sollen wir in den engen Schranken, welche uns Goethe vorgezeichnet hat, stehen bleiben? warum soll der Geist des Jahrhunderts, welcher sich recht klar und offenbar in Ihnen spiegelt, sich nicht weiter über die Linie des Schönen hinaus verbreiten? — Lassen Sie uns mit kühnem Fuße weiter schreiten, und sollten wir auch einmal stolpern, was ist es denn mehr! — Ihnen, Herr Märker, kann ich nichts sagen, als daß Sie fortfahren uns mit ähnlichen Stücken zu beschenken, und mit der versprochenen Abhandlung ja nicht ausbleiben. Suchen Sie nur immer neu zu bleiben, und nehmen Sie ja in der Darstellung nichts zu leicht und zu kurz — Sie wissen wie glücklich man oft durch Kleinigkeiten charakterisiren kann, und wie ernsthafte Folgen sie haben können. — Ihnen aber, Herr Röse, muß ich sagen, daß Sie noch weit weiter hätten gehen können. Warum fiel es Ihnen nicht ein zu untersuchen: Wie der Nachtwächter nachher geworden sei? Wie das vorgeschlagene Mittel gewirkt habe? Wie er sich gegen seine Collegen, gegen seine Un=

tergebenen milde und menschlich betragen? — Hier öffnen sich neue Schranken des Ruhmes für Sie; ich wage es nicht hineinzutreten, sondern mache als Invalide in diesem Fache demüthig das Heck auf. Lassen Sie sich daher, meine Herren, folgenden Vorschlag gefallen: Sie, Herr Märker, setzen Ihr Stück fort, ohne es Herrn Röse zu zeigen, und Herr Röse schreibt die Abhandlung, welche ich vorschlug, ebenfalls, ohne sie Herrn Märker zu communiciren. Beides wird mir dann gezeigt, und ich möchte prophezeihen, daß Geister, wie die Ihrigen, in den meisten Punkten zusammentreffen werden. Wo dies aber nicht ist, da verfertige ich eine dritte Abhandlung über die Ursachen dieser Abweichungen, und an einem bestimmten Tage werden alle drei Producte der Gesellschaft vorgelegt, wenn ich, da ich kein Mitglied bin, so kühn sein darf, und dann —"

Hier konnte sich Forstner nicht länger halten; er drängte sich durch und fiel Fink um den Hals. „Sie sind Mitglied," sagte er, „ein Mann von Ihren Verdiensten ist hiermit ein für allemal eingeladen, und da bedarf es keines Stimmens weiter." — Die ganze Gesellschaft bestätigte dies durch ein lautes Geschrei. — „Ich bestehe darauf," fuhr Forstner fort, „daß Herrn Bunian öffentlich

gedankt werde, dafür, daß er uns mit einem so talentvollen Manne bekannt gemacht hat.“

Die ganze Gesellschaft gab durch einen lauten Beifall ihre Einwilligung zu erkennen, so daß der Bediente, welcher zu Tische rief, kaum gehört wurde. — Man setzte Fink zwischen Märker und Röse, und er soll, wie man sagt, vollkommen contentirt die Gesellschaft verlassen haben.

Die vernünftigen Leute.

Zimmer.

Herr v. Alfeld. Baron Biedersee.

Alfeld. Ja sehen Sie, um wieder auf meine Rede zu kommen, das ist es, was mich ängstigt, ja so zu sagen, melancholisch macht. Man lebt, — was man so leben nennt, wobei ein gescheiter Mann, heißt das, einen Begriff verbindet, vom Pöbel kann hier gar nicht die Rede sein. — Man lebt also, wollte ich sagen, und kein Mensch weiß warum, oder ob es überhaupt wahr ist.

Baron. Wie? Ich verstehe Sie nicht.

Alfeld. Freund, ich habe Sie für einen philosophischen Kopf gehalten, ich hoffe, es ist nicht Ihr Ernst, Sie verstehn mich gewiß.

Baron. Bei meiner Ehre —

Alfeld. O stille, stille, nicht so laut, schämen Sie sich, wenn das wahr ist. Wie? ein Philosoph, und noch niemals auf den Gedanken gekommen? Ich muß Ihnen

sagen, mein Herr, die hohe Meinung, die ich von Ihnen gehabt habe, ist gewaltig herabgesunken (verdrießlich auf- und abgehend.) An seiner Existenz nicht zu zweifeln! Hm! hm!

Baron. Aber was wollen Sie damit sagen?

Alfeld (hitzig). Sind Sie ein Philosoph oder nicht?

Baron (mit einer sehr höflichen Verbeugung freundlich). Wenn ich mir selber nicht zu viel schmeichle. —

Alfeld. Nu, nu, das könnte nach den Proben, die Sie mir gegeben haben, doch wohl der Fall sein. Mich nicht zu verstehen! das ist mir noch mit keinem Menschen begegnet. Freilich äußere ich auch nicht bei Jedermann so tiefe Ideen; aber ich frage so: kann ich mich in gemeinen Dingen gemeinen Leuten verständlich machen, warum nicht in tiefen, tiefen Leuten? Dieser Schluß, hoffe ich, ist richtig, und wenn das ist, so scheinen Sie, mein werther Freund, nicht zu den tiefen zu gehören. Nehmen Sie mir das nicht übel, ich will Ihnen Ihre übrigen Talente keineswegs absprechen; aber in der Philosophie, — hm! — da wollen Sie nicht viel bedeuten.

Baron. Aber erlauben Sie doch —

Alfeld. Nein, mein lieber Freund, es ist meine Pflicht als Mensch und als guter Bürger, Sie von der

Eitelkeit zu heilen. Vergeben Sie mir, daß ich als ein alter Mann das Ding beim rechten Namen nenne, und Ihnen ohne Umstände meine Meinung sage. Ich behaupte, es ist in der Welt nichts so schädlich, als wenn man sich ein Talent zutraut, ohne es zu besitzen. Gewöhnlich kommt das daher, weil man nicht Gelegenheit hat, sich zu prüfen. Sie sind nun in dieser Rücksicht sehr glücklich, daß Ihnen die Augen über sich, noch bei guter Zeit geöffnet sind, und ich danke dem Freunde von ganzem Herzen, der mich an Sie empfohlen hat, ob der gute Mann wohl freilich nicht glaubte, daß Sie eigentlich seiner Empfehlung bei mir mehr bedurft hätten. Nun, das thut nichts. — Wie gesagt, ich weiß es ihm von Herzen Dank, daß er mir eine so angenehme Bekanntschaft verschafft, und ich werde gewiß alles Mögliche anwenden, Ihre Freundschaft zu verdienen.

Baron (empfindlich höflich.) Ich werde eine Gelegenheit, die sich mir jetzt so ungesucht darbietet, meinen Geist auszubilden, gewiß nicht unbenutzt lassen.

Alfeld. Recht, recht, lieber Mann, ich hoffe, wir werden noch sehr gute Freunde. Ihr Wort, das Sie mir schon gegeben, werden Sie mir doch halten? Sie werden mich doch noch diesen Vormittag in meiner neuen Woh-

nung besuchen? Ich wette, es vergeht kein Monat, so verstehen Sie mich vollkommen, und zweifeln, so wie ich, an Allem. Nun, wie gesagt, Sie besuchen mich, meine Tochter hat das ganze Haus recht gut eingerichtet; ich habe sie schon eine ganze Woche früher hierher in die Stadt geschickt; denn ich mag die Unruhe nicht leiden.

Baron. Aber nach Ihren eigenen Grundsätzen müssen Sie erlauben, daß ich daran zweifle, ob Sie auch eine Tochter oder ein Haus haben, und das macht mir bei dem Besuche einiges Bedenken.

Alfeld. Ha, ha! recht, recht, Sie machen schon gute Fortschritte. — Aber es macht mich doch nachdenklich, ich will doch geschwind hingehen und sehen, wie es ist; ich bin wahrhaftig ganz verwirrt. Ich empfehle mich Ihnen. (Geht.)

Baron. Das ist doch seltsam, der Mann nimmt jeden Scherz sehr ernsthaft. Mein Freund rühmt ihn mir als einen der größten Philosophen unsrer Zeit. Gedacht scheint er mir viel zu haben, vielleicht mehr als ich, und das heißt von einem Cavalier nicht wenig gesagt. Wie, wenn ich seine Meinung doch zu leicht genommen hätte? Er brachte mich ganz in Verwirrung, ich hielt ihn sogar für ein wenig toll. An sich selbst zu zweifeln! nein, so weit werde ich es nimmermehr bringen, ich stehe gar zu handfest vor mir.

Aber vielleicht habe ich mich darin geirrt, vielleicht habe ich die Bücher berühmter Männer zu wenig gelesen, ich hatte sie mir alle angeschafft, aber so oft ich anfing zu blättern, schienen sie mir immer zu verwirrt, und ich schloß so: wozu soll ich mir die Mühe geben, mich erst in diesen Irrgärten zurecht zu finden; erfunden ist jede Meinung und jedes System, warum sollte ich mir nicht mit dem Fleiß, den ich anwenden müßte, Andere zu verstehen, eine eigene Philosophie erbauen können? Das wäre ja vortheilhafter für mich und für die Welt. Darin kann ich geirrt haben, das will ich wieder gut zu machen suchen.

(Er nimmt ein Buch und liest.)

Herr v. Waller und Baron Biedersee.

Waller. Verzeihen Sie, wenn ich Sie störe.

Baron. O nein, werther Freund, es hat nichts zu sagen, Sie finden mich hier mit meiner Lieblingswissenschaft, mit der Philosophie beschäftigt.

Waller. Wahrhaftig, lieber Baron, Sie werden jetzt zu gelehrt; doch eigentlich komme ich zu Ihnen, um —

Baron (lächelnd). Zu gelehrt, sagen Sie? erlauben Sie, lieber Freund, das ist gar nicht möglich. Wüßten

Sie, welchen Genuß es uns verschafft, Sie würden nicht so sprechen. Nur den geringsten anzuführen: Glauben Sie denn, daß es eine Kleinigkeit ist, wenn man sich so vortheilhaft bekannt gemacht hat, daß man von allen großen Männern besucht wird? Nur so eben war der Herr v. Alfeld bei mir: der Mann ist ganz von mir eingenommen.

Waller. Ganz recht, den sahe ich von Ihnen gehen, und seinetwegen komme ich zu Ihnen.

Baron. Kennen Sie den Mann auch schon?

Waller. Ja, und da ich gehört habe, daß er ein großer Narr sein soll, und ich —

Baron. Wie, lieber Freund, was sagen Sie da? einen Narren nennen Sie ihn? Mir ist er als ein großer Philosoph empfohlen.

Waller. Das kann er doch wohl sein, aber ich —

Baron. Wie kann er das sein? O lieber Waller, ich sehe, Sie haben wenig gedacht, sonst würden Sie nicht so sprechen! Ein Philosoph und ein Narr! Meinen Sie, daß man das wie zwei Aemter vereinigen kann?

Waller. Nun, ich will ja gern glauben, daß er ein Philosoph ist, aber ein Narr bleibt er ganz gewiß, ich habe authentische Nachrichten.

Baron. Wissen Sie das ganz gewiß?

Waller. O zuverlässig.

Baron. Nun ich habe es mir im Grunde auch gleich gedacht, mein Freund hatte nur zu viel Autorität bei mir. Denken Sie sich, lieber Waller, er zweifelt an Allem! sogar an seiner eignen Existenz!

Waller. Nun, so muß er es ganz vernünftig finden, wenn wir an seinem Verstande zweifeln.

Baron. Wahrhaftig, das ist wahr, mich dünkt, ich hatte schon vorhin eine ähnliche Idee; — sie würde Ihnen gewiß gefallen, — warten Sie einen Augenblick, ich werde mich gleich besinnen.

Waller. O lassen Sie doch das, lieber Freund, und hören Sie mich an.

Baron. Sie wissen nicht, was Sie sagen, Sie haben wahrscheinlich nie überlegt, wie viel eine Idee zu sagen hat, daß Sie sie so leichtsinnig verwerfen wollen. Probiren Sie es nur, und lesen Sie manche dicke Bücher, ich wette, Sie werden oft nicht mehr als eine darin finden, und was man eine gesunde nennt, gar nicht.

Waller. O mir vergeht die Geduld, sagen Sie mir, ob Sie mich anhören wollen oder nicht?

Baron. Das ist seltsam, ich höre Sie nicht nur mit der größten Aufmerksamkeit an, sondern ich suche Sie sogar zu widerlegen, wo es mir scheint, daß Sie irren. Was steht denn zu Ihrem Befehl?

Waller. O liebster Freund, ich wollte Sie nur um eine Gefälligkeit bitten, die mir Niemand sonst erweisen kann — —

Baron. Befehlen Sie ganz und gar über mich.

Waller. Sie werden wissen, daß das Fräulein von Alfeld sich schon einige Zeit in der Stadt aufhält, ich lernte sie kennen, und was braucht es denn der vielen Worte: ich liebe sie.

Baron. Und was kann ich denn dabei thun?

Waller. Hören Sie mich nur, ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß der Vater ein großer Narr ist, der —

Baron. Erlauben Sie lieber Freund, mir fällt noch ein Umstand ein, warum das nicht sein kann.

Waller. Welchen kann es geben.

Baron. Mein Freund, der Herr v. Rehberg schreibt mir, daß er den Herrn v. Alfeld nur deßwegen so lieb gewonnen hat, weil er eine völlige Uebereinstimmung der Gemüther zwischen uns Beiden bemerkt hat. Sehen Sie,

wie er schreibt: „Wäre Alfeld nur so viele Jahre jünger oder Du nur so viele älter, so könnte man Euch für Zwillingsbrüder halten. Dieselbe Neigung zu den Wissenschaften, dieselbe Art der Unterhaltung, so daß ich mich bei Euch Beiden immer ungemein wohl befunden habe. Manche Leute klagen zwar, Ihr ließt sie nie zu Worte" — (Nun das gehört nicht hierher.) Aber ich bin dessen immer gern zufrieden gewesen, da ich es mehr liebe, mich, als Andre zu bilden. Wie kann er nun, frag' ich, ein Narr sein?

Waller. O deßwegen —

Baron. Wie, Herr v. Waller? Ich hoffe, Sie werden die Unhöflichkeit nicht so weit treiben, mir in's Angesicht zu behaupten, ich wäre auch ein Narr. Sie wissen, daß ich das als Edelmann rächen müßte, und zweifeln Sie nur nicht daran, daß ich es auch thun würde.

Waller. Sie zwingen mich zum Gehen. Es scheint mir, als wollen Sie heute meine Bitte nicht anhören.

Baron. Nun, was wünschen Sie denn eigentlich von mir?

Waller. Ich wollte Sie bitten, mich mit dem Herrn v. Alfeld bekannt zu machen. Sehen Sie, mit so

wenigen Worten ist diese Kleinigkeit gesagt, und Sie haben mich so lange nicht dazu kommen lassen.

Baron. Desto besser, lieber Freund, denn nur geistreichen Menschen ist es möglich, eine geringe Sache zum Gegenstand einer langen gedankenreichen Unterhaltung zu machen.

Waller. Nun, wollen Sie denn die Güte für mich haben?

Baron. Sie zum Gegenstand einer langen Unterhaltung zwischen mir und Alfeld zu machen? Ha ha ha. Sehen Sie, lieber Freund, daß ich Ihnen Ihre Satyren witzig zurückgeben kann? Ha ha ha!

Waller. Ach, ich habe nicht an Satyren gedacht. Ich bitte Sie nur, mich auf eine gute Art mit Alfeld bekannt zu machen.

Baron. Das soll gern geschehen, und noch in dieser Stunde. Ich habe versprochen ihn zu besuchen, und da will ich Sie sogleich als meinen Freund nennen.

Waller. Sie verbinden mich.

Baron. Wollen Sie mich sogleich zu ihm begleiten?

Waller. Nein, bitten Sie sich nur die Erlaubniß aus, mich vorstellen zu dürfen. Ich werde Sie in eini-

gen Stunden wiedersehen und seine Antwort hören. Leben Sie wohl bis dahin. (Er geht).

Baron. Ich werde es ein wenig fein einrichten müssen, daß Herr v. Alfeld meinen Freund Waller gut aufnimmt, er scheint mir sehr eigen in der Wahl seiner Bekannten. Das der gute Waller ihn für einen Narren hält, davon darf ich nichts merken lassen, ich glaube, er würde es gewaltig übelnehmen, und es wäre auch nicht besonders fein von mir. Er soll mir in seinem Wesen ähnlich sein. Gut, ich will ihm sagen, mein Freund habe von seinen gründlichen Wissenschaften gehört, und wünsche deßhalb seine Bekanntschaft, ich denke, das wird das Beste sein. Gewiß, das kleinste Geschäft erfordert Ueberlegung, wenn man es mit Verstand treiben will. (Er geht.)

Zimmer bei Alfeld.

Alfeld und **Julie.**

Alfeld. Aus dem, was mir heute begegnet ist, mache ich den Schluß: Man muß die Philosophie nicht in das praktische Leben hineinbringen, sie ist zwar sehr gut als Unterhaltung mit einem Freunde oder zur Uebung nach Tische, aber wenn es so ernstlich wird, daß man sich

außer Athem laufen muß, um nur die Ueberzeugung wieder zu erhaschen, daß man ein Haus und eine Tochter hat, das geht mir denn doch zu weit. Ich hätte die Bemerkung des Barons anhören, und ordentlich darüber sprechen sollen, ja ich hätte ihm sogar vernünftig auseinandersetzen können, wie er Recht haben könnte, aber daß ich so wie ein Narr davon laufe, das war dumm, sehr, sehr dumm.

Julie. (Was mag er haben? Er ist ganz böse.) Sie haben mich zu sprechen verlangt, lieber Vater, ich warte schon lange.

Alfeld. Ja so, ich wollte Dir sagen, unser Freund, der Herr v. Rehberg wird in einigen Stunden hier sein, laß ihm ein Zimmer zurichten! Hast Du mich verstanden?

Julie. Ja lieber Vater.

Alfeld. Noch eins. Ich und er wir haben mit einander ausgemacht, daß morgen Eure Verlobung sein soll.

Julie. O Himmel, mein Vater, nein, unmöglich —

Alfeld. Hast Du mich verstanden?

Julie. Ja, aber — —

Alfeld. Nun weiter, hoffe ich braucht's nichts. Schon so oft habe ich Dir gesagt, daß Du Dir das überflüssige

Sprechen abgewöhnen kannst. Ich wünschte, ich könnte im ganzen Staat das Gesetz des Pythagoras einführen, daß alle Weiber fünf Jahre schweigen müßten, so würde doch einmal eine rechte Ruhe im Lande sein.

Julie. Da ich aber nun schon zwanzig Jahre habe schweigen müssen, so hoffe ich, werden Sie mir endlich zu reden erlauben.

Alfeld. Ganz recht, und dazu ist eben der Herr v. Rehberg der Mann. Er mag sich sehr gern etwas vorsprechen lassen, und liebt das Antworten nicht; Ihr werdet Euch gut zusammen schicken.

Julie. Erlauben Sie mir jetzt nur wenige Worte.

Alfeld. Nun so sage Sie geschwind her.

Julie. Ich habe vor Ihrer Ankunft den Herrn v. Waller kennen gelernt, einen sehr artigen jungen Mann, der sich um meine Hand bewirbt, wenn Sie mich nun doch verheirathen wollen, so dächte ich —

Alfeld. Wie eine Närrin! das wußte ich wohl, ich will nicht, mag nicht, kann den artigen jungen Herrn nicht leiden, und Rehberg ist mein Freund, und Du sollst ihn heirathen.

Julie. Aber liebster Vater. —

Alfeld. Bin ich Dein Vater oder nicht?

Julie. Welche Frage, ich wollte nur — —

Alfeld. Nun also, wenn ich Dein Vater bin, so wirst Du keine Schwierigkeiten machen, meinen Freund zu heirathen, und den Narren zu vergessen, oder — —

Julie. Aber liebster Vater, da Sie ihn gar nicht kennen, wie können Sie ihn einen Narren nennen?

Alfeld. Nun, nun, diese Ueberzeugung davon zu tragen, würde es keiner langen Bekanntschaft bedürfen. Narren sind wir Alle, das ist ein so alter Satz, daß Du ihn wohl wissen könntest, und daß ich Dich darüber nicht mehr zu belehren brauchte. Ich sehe immer mehr ein, daß die Schriftsteller recht haben, die den Weibern einen geringern Grad von Verstand zutrauen, als uns Männern; es bestätigt sich immer mehr. Auf einen so einfachen, so allgemeinen Satz nicht zu kommen! Es kann mich ordentlich böse machen.

Julie. Ich bin längst darauf gekommen, lieber Vater, aber mich dünkt, weil wir diesen Naturfehler Alle an uns haben, so sollte eben deßwegen Keiner den Andern darum verachten.

Alfeld. Das ist sehr wahr — höre Julie, ich möchte Dir fast rathen, Dich auf die Humanität zu legen, Du könntest etwas darin leisten.

Julie. O lieber Vater, Sie gewiß auch, wenn Sie den Anfang damit machten, den Herrn v. Waller kennen zu lernen.

Alfeld. Halt, nein daraus wird nichts. Du mußt meinen Freund Rehberg heirathen, darauf mache Dich nur gefaßt. Ein Mann von festem Charakter wie ich bin, wird nicht Dir zu gefallen sein Wort, das er gegeben hat, brechen! Und das habe ich mir schon vorhin ausgemacht, die Wissenschaft muß man nie in's praktische Leben einmischen.

Julie. So wollen Sie mich denn unglücklich machen?

Alfeld. Ja, das ist fest beschlossen.

(Bedienter: Der Baron Biedersee möchte die Ehre haben — —)

Alfeld. Führe ihn herein. (Bedienter ab.)

Biedersee (kommt).

Biedersee. Sie sehn, Herr v. Alfeld, wie pünktlich ich mein Wort halte, Ihnen beschwerlich zu fallen.

Alfeld. O, hier ist von gar keiner Beschwerde die Rede, ich freue mich, Sie zu sehn, (zu Julie) der Herr Baron v. Biedersee! (zu ihm) meine Tochter!

Baron (mit Verbeugungen). Ich freue mich unendlich, gnädiges Fräulein — —

Julie (verneigt sich).

Alfeld. Sie sehn, lieber Baron, daß ich doch wirklich eine Tochter habe.

Baron. O gewiß, und es ist eine so schöne Wirklichkeit, daß man in Ihrer Gegenwart am ersten dahin kommen könnte, an seiner eigenen Wirklichkeit zu zweifeln, und sich selbst für den Schatten eines Wesens zu halten.

Alfeld. Wie Baron, diesmal verstehe ich Sie nicht, und daraus schließe ich, daß in dem, was Sie sagen, wohl kein rechter Zusammenhang sein mag, und darum bitte ich Sie, die Galanterie gegen meine Tochter zu lassen, denn das soll es denn doch wohl sein, wenn ich mich nicht ganz irre.

Baron. Ich glaube nicht, daß Sie jemals irren können, werthgeschätzter Herr v. Alfeld.

Alfeld. Ja, sehn Sie, lieber Freund, ich bin alt, und habe einige Erfahrung, und da wird es mir denn freilich etwas schwerer, als Euch jungen Leuten.

Baron. Davon bin ich fest überzeugt. Aber glauben Sie nicht auch, daß die Galanterie gegen Damen einen jungen Menschen, besonders, wenn er Edelmann ist, ziert?

Alfeld. O freilich, und wenn Sie in dieser Rücksicht Ihre Rede an meine Tochter hielten, so haben Sie vollkommen Recht. Sie haben übrigens sehr wohl daran gethan, daß Sie noch diesen Vormittag zu mir gekommen sind, ich hatte vergessen Ihnen zu sagen, daß der Herr v. Rehberg, unser beiderseitiger Freund, sehr bald hier sein wird, ich erwarte ihn jeden Augenblick.

Julie (geht.)

Baron. O Sie machen mir eine ungemeine Freude, er hat mir in seinen Briefen nichts davon geschrieben, das kann mich freilich nicht wundern, er sucht immer Zeit zu sparen, und da wird er es unnöthig gefunden haben, mir etwas zu schreiben, das Sie mir mündlich sagen können.

Alfeld. Ganz gewiß.

Baron. Mir ist schon oft eingefallen, da der Mann sich so wenig beschäftigt, und so wenig spricht, so muß ihm sehr viel Zeit zum Denken übrig bleiben, und schon deßhalb habe ich eine Art von Achtung vor Allem, was er thut, denn man kann mit weit größerm Recht als von einem Andern erwarten, daß Alles, was er thut, wohlgethan sei, daß er gewiß erst viel überlegt, ehe er sich dazu entschließt.

Alfeld. In Ansehung des Herrn v. Rehberg mögen Sie wohl Recht haben. Aber mein Lieber, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen sage, Sie bedürfen meiner Belehrung schon wieder. Sie haben wohl noch nie bedacht, was Denken und Handeln heißt, denn sonst würde es Ihnen klar sein, daß Beide fast nie zusammentreffen können.

Baron. Wie, mein Herr?

Alfeld. Es ist einer meiner ersten Grundsätze, daß der Mensch eigentlich zwei Wesen ausmacht.

Baron. Sie machen mich ganz verwirrt. Sie zweifelten erst ganz und gar an sich, das heißt, daß Sie überhaupt vorhanden wären, und nun nehmen Sie sich doppelt an.

Alfeld. Ist es Ihnen gefällig, mich ausreden zu lassen?

Baron. Ich höre mit Vergnügen.

Alfeld. Es giebt, behaupte ich, einen innerlichen und einen äußerlichen Menschen. Der äußerliche ist eigentlich für die Welt da, das heißt, für den Pöbel, den gemeinen Mann, dieser denkt nun gar nicht, und hat das auch nicht nöthig, denn er kommt doch fort.

Baron. Ich erstaune!

Alfeld. Ganz gewiß, er kann alle Geschäfte des bürgerlichen Lebens sogar weit besser verrichten, als wenn sich der innere, den Einige den Denkenden, Andere den Empfindenden nennen, hineinmischt.

Baron. Aber mein Herr.

Alfeld. So lassen Sie mich doch ausreden! Ich behaupte, Alles, was dieser Mensch befiehlt, überdenkt und anordnet, ist viel zu fein, zu tief und gründlich, als daß es der ordinäre, pöbelhafte Mensch ausführen könnte, und daher kommt es, daß man eine jede solcher Handlungen sogleich erkennen kann, denn entweder macht es der äußerliche Tölpel so dumm, daß er ausgelacht wird, oder wie gesagt, so ungeschickt, daß es ihm, oder Andern zum großen Schaden gereicht. Und gewöhnlich werden Sie dann solche Leute sagen hören: mein Herz hat mich verführt, ich dachte es recht gut zu machen, und so weiter.

Baron. Lieber Herr v. Alfeld —

Alfeld. Solche Leute, die immer beide Menschen durcheinander wollen spielen lassen, sind es denn auch, die einem gescheuten Mann Manches zur Last legen, was ihn eigentlich gar nicht angeht. Wären nun alle Menschen dahin gekommen, daß sie diesen Satz verständen, so würde die größte Einigkeit herrschen. Man würde gar

nicht mehr so dumm sein, und von Widersprüchen im Menschen reden, wenn man immer davon überzeugt wäre, daß ihn zwei Menschen regieren.

Baron. Wirklich, Herr v. Alfeld; ich erstaune über Ihren Tiefsinn! so verständig hätte ich Sie mir nicht gedacht; ich verstehe Sie zwar noch nicht ganz, aber ich hoffe, das soll sich noch finden.

Alfeld. Gewiß, mein junger Freund, das findet sich leichter als man denkt. Mir macht es ein großes Vergnügen, junge Leute zu bilden, und ich hoffe, daß Sie mir noch Ehre machen.

Baron. Ich denke es auch, und Sie könnten sich ein doppeltes Verdienst erwerben, wenn Sie einen meiner jungen Freunde zugleich an Ihrem Unterrichte Theil nehmen ließen, er wünscht sehnlich Ihre Bekanntschaft.

Alfeld. Wer ist der hoffnungsvolle junge Mann?

Baron. Der Herr v. Waller.

Alfeld. Wie, mein Herr, ich habe nicht erwartet, daß Sie mir meine Freundschaft so schlecht vergelten würden. Sie lassen sich herab, Antheil an seinen Kabalen zu nehmen?

Baron. An welchen Kabalen?

Alfeld. Schämen Sie sich. Denken Sie nicht,

mich damit zu hintergehen, wenn Sie sich unwissend stellen, er hat Sie gewiß zum Vertrauten gemacht.

Baron. (Von wem mag er erfahren haben, daß ihn Waller für einen Narren hält?)

Alfeld. Nein, mein Herr, Sie bringen sich ganz um die gute Meinung, die ich von Ihnen hatte, daß Sie meinen Feind, der mich so kränkt, unterstützen.

Baron. Verzeihen Sie —

Alfeld. Es ist unverantwortlich, sage ich. Während unsrer ganzen Unterredung habe ich mich gefreut, wie Sie durch meine Hülfe so herrliche Fortschritte machen werden, und Sie vergelten mir so! Es ist undankbar! es ist schändlich!

Baron. Aber hören Sie mich doch —

Alfeld. Nein, das will ich nicht, durchaus nicht. Sie können zu Ihrer Rechtfertigung kein Wort aufbringen.

Baron. Sie lassen mich nicht dazu kommen.

Alfeld. Das ist auch meine Meinung gar nicht, Sie brauchen sich gar nicht zu rechtfertigen. Er ist Ihr Freund — das ist mir genug.

Baron. Nein, er ist nicht mehr mein Freund, wenn Sie es nicht wollen.

Alfeld. Freilich will ich es nicht, wie können Sie nun so einfältig fragen?

Baron. Hätte ich gewußt, daß Sie seine Beleidigungen so hoch aufnehmen könnten, so hätte ich ihn gar nicht genannt.

Alfeld. O, mein Lieber, bei Ihnen scheint es beinah, als ob an gar keinen innern Menschen gedacht wäre, denn sonst hätten Sie so nicht sprechen können. Ich frage, was kann einen vernünftigen Mann mehr beleidigen?

Baron. Sie haben sehr Recht, nur konnte ich nicht voraussehen, daß Sie seine Meinung wüßten, da er sie, so viel ich weiß, gegen Niemand als gegen mich geäußert hat.

Alfeld. Meine eigene Tochter hat es mir gesagt, sie ist von ihm angesteckt.

Baron. Wie, und das Fräulein hatte die Dreistigkeit, es Ihnen selbst zu sagen?

Alfeld. Ja, lieber Freund, die Frauenzimmer sind nicht mehr wie ehedem, die Zeiten sind vorbei.

(Bedienter. Herr v. Rehberg ist so eben angekommen.)

Alfeld. O führe ihn herein, es ist mir eine wahre Freude, ihn einmal wieder zu sehen.

Baron. Mir auch.

Herr v. **Rehberg** (kommt), der **Baron** und **Alfeld** (gehen ihm entgegen und umarmen ihn).

Rehberg. Schon gut. Ich freue mich, Euch Beide zu sehen. (Er setzt sich.) Nun, schon einen gelehrten Disput mit einander gehabt? Immer fortgefahren, laßt Euch durch meine Gegenwart nicht stören, Ihr wißt, ich liebe das.

Baron. Wir waren eben zu Ende.

Rehberg. Das ist schade.

Baron. Ich bin Dir, mein theurer Freund, sehr viel Dank schuldig, daß Du mir eine so werthe Bekanntschaft verschafft hast.

Rehberg. Das dachte ich wohl. Ihr paßt just für einander. Nun worüber habt Ihr denn mit einander gestritten? Macht's noch mal, so vergeht uns Allen die Zeit.

Baron. Das läßt sich so nicht wiederholen.

Rehberg. Schade!

Alfeld. Denkst Du, lieber Freund, daß die Stadtluft mich so dumm gemacht hat, daß ich eine Sache repetiren muß, um Dich zu unterhalten?

Rehberg. Nein! das nicht. Aber mir kommt jeder Streit, den zwei Personen allein führen, ohne einen

Zuhörer zu haben, der als Richter da sitzt und Acht hat, wer sich am besten hält, so vor, wie ein Schauspiel ohne Zuhörer.

Alfeld. Wie so, lieber Rehberg.

Rehberg. Ach es ist umständlich. — Nu ich meine, es würde doch eine Thorheit sein, vor den angezündeten Lampen zu spielen, also dünkt mich, wirft auch Jeder seinen Witz weg, wenn er bei einem Streite keinen Zuhörer hat. Denn das sagt nur nicht, daß Einer den Scharfsinn des Andern bewundert, das geht gar nicht an, wenn nicht Einer den Andern für dumm hielte, so wäre gar kein Streit.

Baron. Du machst uns da ein schönes Compliment. — Doch es war auch eigentlich kein Streit.

Rehberg. Um so lieber möchte ich es wissen, was es war.

Alfeld. Ein andermal, ich komme wohl bei Gelegenheit wieder darauf.

Rehberg. Aber lieber Alfeld, wenn ich mich nicht freute, den Baron zu sehen, so könnte ich fast sagen, wir wären Beide einfältig gewesen.

Alfeld. Wie so, lieber Freund? das ist eine neue Bemerkung.

Rehberg. Hätten wir unsre Sache nicht eben so gut auf dem Lande abmachen können? Mußten wir uns deßwegen so viele Mühe machen?

Alfeld. Das ist nur halb wahr, auf dem Lande hätte es wieder so viele Umstände gemacht, die Gäste aus der Stadt u. s. w.

Rehberg. Schon gut, Du hast immer Recht. Kann ich aber nicht Deine Tochter sehn?

Alfeld. O freilich, (Er klingelt, ein Bedienter) meine Tochter soll herbeikommen.

(Bedienter ab und kommt wieder zurück.)

(Bedienter. Das gnädige Fräulein bittet, sie zu entschuldigen, sie ist krank geworden, und kann unmöglich das Vergnügen haben.)

Alfeld. Krank? Was fehlt ihr denn?

(Bedienter. Ich weiß es nicht zu sagen.) (Alfeld und Bedienter ab.)

Rehberg. Sie ist die Landluft gewohnt, es wird sich schon geben.

Baron. Ich sah sie vor wenigen Augenblicken, und sie war ganz wohl.

Rehberg. Nun, was kann ihr denn so schnell angefochten sein? Das bin ich doch neugierig zu wissen.

Alfeld (zurück). Meine Tochter ist plötzlich gefährlich krank geworden, was soll ich anfangen, ich bin in der Stadt nicht bekannt, wo soll ich nun einen berühmten Arzt auftreiben!

Baron. Darin könnte ich Ihnen dienen. Aber ist denn das Fräulein wirklich krank?

Alfeld. O lieber Baron, ich könnte Sie noch einmal so lieb haben, wenn Sie sich die Eitelkeit abgewöhnen könnten.

Baron. Welche Eitelkeit?

Alfeld. Können Sie es denn nicht lassen, mit Kenntnissen zu brilliren, die Sie eben erst von mir erworben haben? Ihnen war es so etwas Neues, daß man an allen Dingen in der Welt zweifeln könne, daß Sie es nun nicht lassen können, es allenthalben anzubringen. Schon vorhin machten Sie, daß ich durch Ihre Zweifel beinahe die Schwindsucht bekam, indem ich so schnell nach Hause lief; und nun stehn Sie hier, und lassen meine Tochter sterben, damit Sie nur daran zweifeln können, ob sie auch wirklich krank sei.

Baron. Ich gehe sogleich und —

Alfeld. Das muß ich Ihnen noch sagen, Sie scheinen mir ein elendes Gedächtniß zu haben, daß Sie

nur den einen Satz behalten haben, denn kurz zuvor, ehe mein Freund ankam, habe ich Ihnen auseinander gesetzt, daß das Denken, mit einem Worte die Wissenschaften, nicht in's praktische ordinäre Leben mitgebracht werden müssen. Das Kranksein ist nun so ein ordinäres Wesen, so ein Alltagsleben, daß es jeder Hund führen könnte, und im Grunde auch führt, darum könnte das Denken bei meiner Tochter Krankheit erspart werden, und dies geschieht auch, wenn sie nur kurirt wird, denn dadurch wird die Krankheit auch praktisch, nämlich für den Doctor. Mein Gott, Sie finden kein Ende, so gehn Sie doch. (Baron geht.)

Rehberg. Was fehlt denn Deiner Tochter?

Alfeld. Ach, ich weiß es nicht; so ein plötzlicher Zufall! Wollen wir hineingehen? (Sie gehen.)

Zimmer bei Biedersee.

v. Waller.

Waller. Der Baron kommt nicht zurück, ich warte schon lange. Ich hätte nur gleich mitgehen sollen, er hintergeht mich am Ende. Wenn er Julien sieht, gefällt sie ihm selber, das kann gar nicht fehlen, und der Vater ist ein Narr, dem vielleicht der Baron eben deßhalb gefällt. O ich möchte rasend werden, daß man oft aus

lauter Klugheit so einfältig ist. Ich hätte mich ihm ja selber vorstellen können; was kann er an mir auszusetzen haben? Aber ich wollte es gar zu gut machen, ich wollte mich durch einen Menschen empfehlen lassen, den der Vater für etwas hält. — Aber da ist ja der Baron.

Baron v. Biedersee (kommt).

Baron. Sie erwarten mich schon?

Waller. Ja, schon lange, lieber Freund, wie ist es? Wann werden Sie mich vorstellen?

Baron. Das könnte nun sobald nicht geschehen.

Waller. Nicht? Weßwegen denn?

Baron. Sie hätten ein wenig behutsamer mit Ihrer Zunge sein sollen. Bedenken Sie doch, daß es mehr zu sagen hat, einen Mann, wie den Herrn v. Alfeld, einen Narren zu heißen.

Waller. Wie gehört denn das hierher?

Baron. O, nur zu sehr, ich habe es Ihnen immer gesagt, Sie möchten Ihren innern Menschen etwas mehr ausbilden, und nicht Urtheile fällen, wie Jedermann, um nicht wie der Pöbel zu sagen.

Waller. Wenn Sie meine Geduld zu sehr mißbrauchen wollen, so muß ich Ihnen sagen —

Baron. Was, mein Herr, vergelten Sie mir meine Freundschaft so schlecht? Also dafür, daß ich mir um Ihretwillen habe eine Menge Bitterkeiten von dem Herrn v. Alfeld sagen lassen, begegnen Sie mir so?

Waller. Aber was kann er denn von mir wollen?

Baron. Kurz, lieber Waller, ich habe geglaubt, Sie äußern manche dreiste Sachen nur gegen mich. Aber ich muß erfahren, daß Sie gar nicht so geheim damit gewesen sind, den Herrn v. Alfeld für einen Narren auszugeben. Er weiß es, wie Sie über ihn denken, er kennt Ihre Kabalen, er will, ich soll Ihren Namen nicht mehr nennen, seine eigne Tochter hat ihm Alles gestanden.

Waller. O die Undankbare —

Baron. Ja, sie wird gestraft dafür, sie ist todtkrank, ich soll ihr einen Arzt schicken, und das will ich auch sogleich besorgen.

Waller. Sie ist krank? O, sagen Sie, was fehlt Ihr?

Baron. Ich bin kein Arzt, mein Freund, und wenn ich es auch wäre, so habe ich sie während ihrer Krankheit nicht gesehen.

Waller. Sahen Sie sie denn vorher?

Baron. O ja, sie war in einer Viertelstunde ge-

sund und krank, und wenn die Besserung eben so schnell geht, so ist sie gesund, ehe der Arzt kommt.

(Bedienter (kommt). Der Herr v. Alfeld läßt den Herrn Baron und den Arzt ersuchen, das Fräulein ist sehr krank, sie will den Herrn v. Rehberg durchaus nicht sprechen.)

Baron. Meine Empfehlung, ich schicke ihn sogleich.

(Bedienter ab.)

Waller. Der Herr v. Rehberg, wer ist der?

Baron. Das ist ja eben der Freund, durch den ich den Herrn v. Alfeld kennen gelernt habe. Kurz vor seiner Ankunft sprach ich das Fräulein, und wie sie der Vater nachher rufen ließ, um seinen Freund zu bewillkommnen, ließ sie sagen: sie wäre sehr krank. Aber jetzt, mein Theuerster, müssen Sie mich entschuldigen, ich muß den Doctor aufsuchen.

Waller. Ein Wort nur noch, lieber Baron.

Baron. Ich bin sehr Ihr Freund, lieber Waller, aber ich muß Sie bitten, halten Sie mich nicht von meiner Pflicht ab, denn, glauben Sie mir, so sehr ich Sie liebe, und das Glück Ihrer Gesellschaft zu schätzen weiß, so weiß ich auch sehr gut, welche Forderungen die leidende Menschheit zu machen berechtigt ist, und darum lassen

Sie mich zu dem Doctor eilen, und beehren Sie mich ein andermal mit Ihrer werthen Gesellschaft.

Waller. Ich will Ihnen nur wenige Worte sagen, und indeß —

Baron. Lieber Freund, ich kann kein einziges hören, lassen Sie mich fort und meine Pflicht erfüllen; (Er klingelt, ein Bedienter.) meinen gewöhnlichen braunen Leibrock, ich bin blos deßwegen erst wieder nach meiner Wohnung zurückgekommen, um mich umzukleiden, denn, finden Sie nicht auch, lieber Waller, daß es sich nicht schickt, einen Doctor in demselben Staatskleide zu besuchen, in dem man so eben bei einem Edelmann war?

(Bedienter bringt den Rock.)

Waller. Sie hätten mich nun schon längst anhören können. Herr v. Alfeld kennt mich nicht persönlich, lassen Sie mich als Arzt hingehen, so kann ich das Fräulein sprechen.

Baron. Sie? Verstehn Sie denn etwas von der Arzneikunst?

Waller. So viel, hoffe ich, als für diese Krankheit hinreichend sein wird.

Baron. Es geht wahrhaftig nicht, der Doctor, den ich schicken wollte, ist alt, sie könnten sein Sohn sein.

Waller. Weiß denn der Herr v. Alfeld das?

Baron. Nein, aber es ist doch unnatürlich.

Waller. Unnatürlich? Wie meinen Sie?

Baron. Hat jemals ein vernünftiger Mensch zu einem jungen Arzte Zutrauen gehabt, und meinen Sie, daß der Herr v. Alfeld eine so schlechte Meinung von meinem Verstande hat, daß er glauben wird, ich hätte nur das Mindeste zu Ihnen?

Waller. O halten Sie mich doch nicht mit solchen Possen auf, lassen Sie mich nur hingehen und sagen, daß Sie mich schicken; ist das Fräulein im Ernste krank, so werde ich gewiß am eifrigsten besorgt sein, ihr einen geschickten Arzt zu verschaffen.

Baron. Nu, meinethalben, empfehlen Sie mich dem Herrn v. Alfeld, und sagen Sie, ich würde selbst sehr bald die Ehre haben, ihm aufzuwarten, und mich nach dem Befinden seiner Tochter erkundigen.

(Beide ab.)

Zimmer bei Alfeld.

Alfeld und Rehberg.

Rehberg. Wir machen heut eine schlechte Gesellschaft aus, lieber Alfeld, ich muß das Gespräch führen,

und es wird mir herzlich sauer. Ermuntre Dich, reiß Dich los, von Deinen trüben Einbildungen, der Doctor muß ja bald kommen.

Alfeld. Ich muß Dir sagen, lieber Freund, die Bekanntschaft des Barons würde mir noch weit lieber sein, wenn er nicht so weitläufig und umständlich wäre, wie lange ist er nun schon fort! Der Bediente ist schon wieder von ihm zurück, und der Doctor kommt immer nicht.

Rehberg. Ich bin am Ende ein größerer Philosoph als Du. Ich liebe das Fräulein, ich bin ihr Bräutigam, ich möchte sehr gern wissen, was einen Menschen so plötzlich krank machen kann, und doch gebe ich mich mit Geduld darein, und erwarte den Doctor.

v. Waller (tritt herein).

Waller. Der Herr Baron v. Biedersee hat mir gesagt, der Herr v. Alfeld wünschte meinen Rath in Ansehung seiner Fräulein Tochter zu hören. — Habe ich die Ehre mit dem Herrn v. Alfeld zu sprechen?

Alfeld. Ich bin es, mein Herr, meine Tochter ist so eilig krank geworden, mein Freund, der Baron Biedersee war eben hier und versprach, einen berühmten

Arzt zu schicken. Habe ich die Ehre, mein Herr, ihn vor mir zu sehen?

Waller. Ich schmeichle mir, Herr v. Alfeld. —

Alfeld. Wollen Sie meine Tochter nicht sogleich besuchen?

Waller. Mit Vergnügen.

Alfeld. Erlauben Sie, daß ich Sie zu ihr führe.

Waller. Wollen Sie nicht gütigst erlauben, daß ich sie allein besuchen darf? Der Anblick einer verwandten Person ist oft den Kranken nicht zuträglich. Da ich nun die Krankheit des Fräuleins noch nicht kenne, so könnte hier leicht der Fall sein.

Alfeld. Gut, Herr Doctor, diese Thür führt zu ihrem Zimmer, wenn Sie sich bemühen wollen. (Waller ab.)

Rehberg. Es wundert mich, daß dieser der berühmte Arzt ist, mit dem ist es geschwind gegangen. Er ist noch sehr jung.

Alfeld. Freilich, ich verlasse mich aber darin auf den Baron, und dann, lieber Freund, man muß gerecht sein, man muß nicht allein das Alter, die gesetzten Jahre schätzen. Sind wir doch auch jung gewesen, und alle mögliche Menschen haben es sein müssen, und es scheint, als ob es zu etwas gut und nöthig wäre, da die Natur,

die Alles weislich eingerichtet hat, darauf gekommen ist, daß nicht nur der Mensch, sondern alle Thiere und Pflanzen erst klein, dann jung und endlich verständig und alt werden müssen. Und dieser Mensch, dieser Doctor hat mir ein gutes Gesicht, er hat in seinen Mienen so etwas Zuverlässiges, was so recht den Doctor charakterisirt, es ist sich gewiß sehr auf ihn zu verlassen.

Rehberg. Ja wohl.

Alfeld. Wieder bei diesem ist es mir eingefallen, daß, wenn man Zeit hätte, genau auf alle Menschen zu achten, daß man, sage ich, es wissen könnte, so wie sie in's Zimmer treten, welche Kunst und Wissenschaft oder Handwerk sie treiben. Kurz, mit einem Worte, von welchem Stande sie sind. Ich habe es darin schon ziemlich weit gebracht, und mich sollte Niemand leicht betrügen. Ich sah es dem jungen Manne gleich an, daß er der Arzt sein mußte, sein ganzes Wesen, dieser solide Anstand. Nun sage selbst, was könnte er anders sein?

Rehberg. Ja ich weiß es nicht, was er sonst sein könnte.

Alfeld. Ich kann nicht am Fenster stehen, ohne bei jedem Vorübergehenden zu denken, wer er wohl sein mag.

Rehberg. So geht es mir gerade auch, und wenn Einer eine recht auffallende Physiognomie hat, kann ich mir den ganzen Tag den Kopf zerbrechen, um es herauszubringen.

Alfeld. O, Du läßt mich nicht ausreden. Ich muß überhaupt bei dieser Gelegenheit einmal sagen, welcher Fehler mich am meisten bei Dir beleidigt.

Rehberg. Nun, welcher denn?

Alfeld. Diese erbärmliche Neugier, Du möchtest gern Alles in der Welt wissen, und nicht um Dich mit Wissenschaften zu bereichern, bewahre! Das ist sehr fern von Dir. Du machst Dir nur immer selber solche Complimente. Denn selbst, wenn Du mich anhörst, ist es nicht der Sachen wegen, die ich sage, die an sich gut und wahr sind, nein, Du läßt mich immer weiter reden, bloß um zu bemerken, auf welche seltsame Einfälle ich wohl noch kommen könnte. Nein, diese Schwäche verdrießt mich so sehr, und ich sehe es zu gut, daß Du Alles, was ich sage, nicht verstehst und gehörig würdigst, und darum will ich jetzt kein Wort mehr verlieren.

Rehberg. Wie kannst Du aber so böse werden? Können denn alle Menschen so vollkommen sein wie Du? Können Alle die Welt so philosophisch betrachten?

Alfeld. Ach was! Welcher Mensch, der nur einigermaßen Verstand hätte, würde nicht bemerkt haben, daß ich etwas sehr Interessantes über die Beobachtung der Menschen, die ich selber angestellt habe, sagen wollte, und nun kömmst Du und unterbrichst mich mit solchen Possen, wenn Du am Fenster stehst und dergleichen. Nein, es ärgert mich zu sehr. (Er geht ab.)

Rehberg. Er hat Recht, es ist eine eigne Sache mit großen Männern umzugehen; man bedenkt nicht immer gleich, welches Gewicht ein jedes Wort hat, das sie sprechen, und plumpt oft in die feinsten Bemerkungen mit seiner Dummheit hinein. Ach, da kommt ja der Doctor. (Waller kommt zurück.) Nun, mein Herr, wie geht es mit der Kranken?

Waller. Ich hoffe, es soll bald Alles gut werden, man muß ihr nur Ruhe lassen.

Rehberg. Also meinen Sie, daß sie bald wieder gesund sein wird.

Waller. Ganz gewiß.

Rehberg. Was fehlt ihr aber eigentlich. Ich habe keinen Begriff davon, wie man so geschwind krank werden kann.

Waller. Es ist eine von denen Krankheiten, die sehr bald vorübergehen, der man aber deßwegen keinen Namen geben kann.

Rehberg. Lieber Herr Doctor, da Sie nun einmal hier sind, so hätte ich Ihnen auch wohl etwas zu klagen, vielleicht wissen Sie ein Mittel dagegen, oder wenn es nicht ist, so können Sie mir doch wohl sagen, woher es kommt.

Waller. Womit sind Sie denn gequält?

Rehberg. Sehn Sie, mein Herr, Sie werden vielleicht schon bemerkt haben, daß mir jede Bewegung zuwider ist.

Waller. O ja, mein Herr.

Rehberg. Was ist das nun?

Waller. Das nennt man eine gewisse Trägheit, und wenn man sich gemein ausdrückt, Faulheit, und dafür weiß ich kein Mittel, auch hat das noch Niemand für eine Krankheit gehalten.

Rehberg. Erlauben Sie, das ist es auch nicht, was ich meine. Ich habe neben dieser Faulheit, wie Sie es nennen, noch ein andres Uebel, und beide zusammen, machen eigentlich meine Plage aus.

Waller. Ich bin begierig.

Rehberg. Sie können sich denken, daß es einem Manne, wie mir, sehr beschwerlich sein muß, sich um Alles zu bekümmern.

Waller. O ja.

Rehberg. Nun möchte ich das gerne bleiben lassen, aber eine verdammte Neugier, wie es mein Freund Alfeld nennt, zwingt mich dazu.

Waller. Und das nennen Sie nun Ihre Krankheit.

Rehberg. Ja, Herr Doctor.

Waller. Ich habe seit einiger Zeit das Unglück, daß alle Menschen, mit denen ich zusammentreffe, sich für etwas Besonderes halten. Zählen Sie, mein Herr, sich vielleicht zu den Humoristen?

Rehberg. Wie so, Herr Doctor? Nein, ich bin weit davon entfernt.

Waller. Ist denn das, was Sie mir sagen, Ihr voller Ernst?

Rehberg. Ich liebe den Spaß gar nicht.

Waller. Wenn Sie Ihre Neugier für eine Krankheit halten, so weiß ich kein Mittel dagegen.

Rehberg. Ich weiß nicht, Herr Doctor, was Sie beleidigt, mich dünkt, es giebt keinen vernünftigern Schluß als diesen, das wollte ich sogar gegen Alfeld und den

Baron behaupten. Wenn zwei widerstrebende Kräfte in einem menschlichen Körper zusammenstoßen, so nennt man das Krankheit.

Waller. Allerdings.

Rehberg. Nun, ist denn das bei mir nicht der Fall?

Waller. Nennen Sie Ihre Faulheit eine Kraft?

Rehberg. Nein, das nicht. — Nun können Sie mir nicht sagen, wie das zusammenhängt. Es ist doch ein widerstrebendes Wesen, eine — enfin — Nun, Herr Doctor.

Waller. Ich glaube, daß ein Philosoph, wie der Herr v. Alfeld, Sie darüber weit eher aufklären kann.

Rehberg. Das glaube ich auch, ich habe mich selbst ganz verwirrt gemacht, ich will zu ihm, um mich wieder in Ordnung zu bringen. Von seiner Tochter kann ich ihm also sagen, daß sie bald wieder hergestellt sein wird.

Waller. Ja, mein Herr.

Rehberg. Gehorsamer Diener, Herr Doctor. (Ab.)

Waller. Jetzt will ich eilig zum Baron, ich weiß keinen andern Menschen, der mir in meinem Plane beistehen könnte als er. Da kommt er eben.

Baron v. Biedersee (kommt).

Baron. Nun, mein lieber Waller, wie geht es mit Ihrer Kur? Werden Sie mir Ehre machen?

Waller. Ganz gewiß. Die Kranke wird bald wieder hergestellt sein.

Baron. Was doch in einem Menschen für Talente verborgen sein können? Daß Sie Medicin verstehen, hätte ich Ihnen nimmermehr zugetraut.

Waller. Hören Sie, lieber Freund, ich will mich Ihnen ganz entdecken, das Fräulein war eigentlich gar nicht krank, sondern —

Baron. Nun, da kann ich wohl begreifen, wie Ihnen die Kur leicht geworden ist, da muß ich Ihnen aber auch sagen, daß Sie nicht Ursach haben, sich etwas darauf einzubilden, denn, begreifen Sie, wenn ihr nichts fehlt, so kann sie Jeder kuriren.

Waller. Das versteht sich, ja die ganze Krankheit diente ja nur dazu — um

Baron. Es freut mich, lieber Waller, ich habe bei Ihnen noch immer gefunden, daß Sie sich von einem Irrthum, den Sie über sich haben, leicht zurückbringen lassen. Aber wo ist der Herr v. Alfeld, er muß ja in

dem Irrthum bleiben, daß Sie der rechte Doctor sind, er würde mir das nimmermehr verzeihen.

Waller. Lieber Baron, wollen Sie mich einen Augenblick anhören?

Baron. Manchmal muß ich mich über Sie wundern, wir reden ja schon lange mit einander.

Waller. Ja, aber Sie hören mich nicht.

Baron. Nun, ich will ganz stillschweigen, wenn Sie meinen, daß das, was Sie mir zu sagen haben, eine so große Aufmerksamkeit erfordert.

Waller. Wollen Sie mir einen Dienst leisten, der das Glück meines Lebens macht und wofür ich Ihnen ewig dankbar sein werde.

Baron. Mit tausend Freuden, Sie wissen, daß ich nichts lieber thue, als den Dank meiner Freunde einernten.

Waller. Nun wohl, ich habe Ihnen schon gesagt, wie sehr ich Julien liebe, sie hat Ihre Krankheit nur erdichtet, um einer andern Verbindung zu entgehen, ich habe sie gesprochen, sie ist mit Allem zufrieden, was ich zu unsrer Rettung erfinden kann.

Baron. Und was haben Sie denn erfunden?

Waller. Ich habe als Arzt befohlen, daß man

ihr einige Stunden Ruhe lassen soll, und will sie nun in dieser Zeit durch eine Hinterthür aus ihrem Hause führen.

Baron. Und worin kann ich Ihnen denn nun dienen?

Waller. Liebster Freund, ich kenne einen Prediger, der wenige Schwierigkeiten machen wird, uns sogleich miteinander zu verbinden, wenn Sie nur erlauben, daß es in Ihrem Hause geschieht, und uns selbst als Zeuge dabei dienen.

Baron. Was wird aber mein Freund Alfeld dazu sagen?

Waller. Er ist ein Philosoph, er wird sich leicht über einen fehlgeschlagenen Plan trösten.

Baron. Da irren Sie nun wieder, mein Lieber, meinen Sie, daß man die Philosophie in das praktische Leben hineinbringen muß?

Waller. Wir wollen darüber nicht streiten, ich will ihn gewiß versöhnen. Versprechen Sie mir nur Ihre Hülfe, bedenken Sie, daß ich länger Ihr Freund bin als er; Sie kennen ihn erst seit heute.

Baron. Nun gut, ich will es thun.

Waller. Und Sie geben mir Ihr Ehrenwort, daß Sie Niemand etwas von meinem Plane entdecken wollen.

Baron. Was denken Sie von mir? Freilich!

Waller. So gehe ich jetzt, um Alles einzurichten. Noch eins, wenn Sie einen Freund haben, auf dessen Verschwiegenheit Sie sich verlassen können, so bitten Sie ihn als Zeugen, ich werde schwerlich Zeit haben, mich darum zu bekümmern.

Baron. Sie sollen sehn, wie sehr ich Ihr Freund bin, ich werde dafür sorgen. (Waller ab.)

Baron. Bis jetzt habe ich mich nur dem Studiren gewidmet, und nun werde ich plötzlich in ein thätiges Leben versetzt! Es macht mir ein ordentliches Vergnügen, daß ich doch jetzt eine Art von Geschichte fortschieben helfe. Aber was mache ich denn noch hier? Alfeld kann ich nun nicht sprechen, es würde mich nur unnöthig aufhalten, ich muß mich um einen Zeugen bewerben.

v. Rehberg (tritt ein).

Rehberg. Wohin so eilig, lieber Baron?

Baron. Ah, siehe da, Rehberg. Lieber Freund, Du könntest mir und noch zwei andern Personen einen großen Gefallen erzeigen.

Rehberg. Worin soll er bestehen, er muß mir nicht viel Umstände machen, sonst kann's nicht geschehen,

ich bin erst heute von der Reise gekommen, da haben mich verschiedene Affecten angegriffen; kurz, ich bin ganz aus meiner gewöhnlichen Lebensart herausgerissen.

Baron. Und, um diesen Tag recht auszeichnend wunderbar zu machen, will ich Dich nur bitten, Zeuge bei einer heimlichen Verheirathung zu sein.

Rehberg. Wer will sich denn so verheirathen?

Baron. Einer meiner besten Freunde.

Rehberg. Wer ist es denn?

Baron. Ich habe mein Ehrenwort gegeben, es nicht zu sagen, das würde mich nun zwar bei Dir nicht abhalten, denn Du bist verschwiegen, aber ich kenne Dich zu gut, wäre Deine Neugier befriedigt, so würdest Du nicht kommen, und uns würde der Zeuge fehlen. Willst Du also in einer Stunde in meinem Hause sein, so kannst Du das Brautpaar sehen.

Rehberg. Du kennst mich erstaunlich gut, ich will kommen.

Baron. O mein Freund, wenn man sich darauf legt, die Menschen zu beobachten, so stehen sie uns ganz zu Gebot, ja selbst alle ihre Fehler haben sie nur dazu, um uns damit zu dienen, wenn man sie nur recht zu brauchen weiß.

Rehberg. Du und Alfeld, Ihr seid ein paar erstaunlich große Männer, ich habe eine rechte Verehrung vor Euch.

Baron. In einer Stunde sehe ich Dich also in meinem Hause?

Rehberg. Gewiß. (Baron ab.)

Rehberg (setzt sich). In dieser Stunde will ich mich nun ein wenig von den Mühseligkeiten dieses Tages erholen, und doch will es nicht gehen, es will mit dem Erholen gar nicht gehen, das Denken quält mich unaufhörlich. — Es ist gewiß, ich bin zu reizbar, ich habe nun gar keine Ruhe davor, wer das wohl sein mag, der sich so heimlich verheirathen will. — Einer seiner besten Freunde, sagte der Baron, wem hat er mir denn sonst wohl als seinen Freund genannt, laß doch sehen. — (Er verliert sich in Gedanken.)

v. Alfeld (kommt).

Alfeld. Rehberg, worüber bist Du so nachdenklich?

Rehberg. Es sind mir wunderbare Sachen anvertraut, denen ich gern auf den Grund kommen möchte.

Alfeld. Was denn?

Rehberg. Nun es thut nichts, in einer Stunde werde ich es ja wissen.

Alfeld. Wovon sprachst Du denn?

Rehberg. Je Du bist ja auch neugierig.

Alfeld. O mein Lieber, ich bitte Dich, verwechsele nicht das freundschaftliche Interesse, was ich an dem Zustand Deiner Seele nehme, mit jener elenden Neugier, die Du hast.

Rehberg. Es ist auch wahr, Du hast immer Recht, was geht es mich am Ende an, wer sich verheirathen will, ich werde ganz ruhig zu Hause bleiben.

Alfeld. Wer will sich denn verheirathen?

Rehberg. Ja das ist eben meine Plage, daß ich das nicht weiß.

Alfeld. Endlich vergeht mir die Geduld.

Rehberg. Du quälst mich recht mit umständlichen Erklärungen. Der Baron war hier, und bat mich, in einer Stunde als Zeuge bei einer heimlichen Verheirathung in seinem Hause zu sein, er wollte den Bräutigam nennen, er sagte aber, es sei einer seiner besten Freunde. Ich habe zwar versprochen, Niemand etwas davon zu sagen, bei Dir hat es aber nichts zu bedeuten, ich kenne Deine Verschwiegenheit.

Alfeld. Der Baron ist ein Narr, er läßt sich von seinen Freunden zu Allem gebrauchen, und hat einen besondern Gefallen daran, sich in Heirathsgeschichten zu mischen. Noch erst diesen Morgen wollte er mir durchaus die Bekanntschaft eines Herrn v. Waller aufdringen, von dem ich weiß, daß er in meine Tochter verliebt ist, und nun unterstützt er schon wieder zwei andere Liebende. — Es ist nicht zu leugnen, daß etwas Gutes zum Grunde dabei liegt, es ist eine Gefälligkeit, ein Aufopfern für seine Freunde, und ich weiß, was er also für mich zu thun im Stande ist. Aber darum ist es meine Pflicht, als sein älterer Freund, ihn zu leiten, und ihn vor manchen Thorheiten der Jugend zu bewahren. — Komm, wir wollen Beide als Zeugen hingehen, ich will ihm bei der Gelegenheit vorstellen, wie gefährlich und wie thöricht er handelt. — Er ist ein edelmüthiger junger Mann, das ist nicht zu leugnen. — Wer mag denn wohl der Bräutigam und die Braut sein! (Beide ab.)

Zimmer beim Baron.

Baron v. Biedersee.

Baron. Jetzt, glaube ich, habe ich Alles recht vortrefflich eingerichtet, neben dem Dienst, den ich meinem

Freunde Waller leiste, verschaffe ich dem Herrn v. Rehberg eine angenehme Ueberraschung, wenn er in der Braut die Tochter unsers gemeinschaftlichen Freundes sieht. — Und ich denke auch, er wird es mir und Waller nicht abschlagen, der Vermittler bei dem ergrimmten Vater zu sein. — Waller hat ungemein Recht gehabt, daß er sich in seiner Angelegenheit an Niemand anders als an mich gewendet hat, wer hätte wohl Alles mit so großer Feinheit ausgeführt! Da ist ja Rehberg. Was der Teufel, Alfeld mit ihm, wie hängt denn das zusammen?

Rehberg. Alfeld. Baron v. Biedersee.

Rehberg. Nun, da bin ich, lieber Baron, und bringe gleich noch einen tüchtigen Zeugen mit.

Baron. Plagt Dich der Teufel, daß Du —

Alfeld. Ja, lieber Freund, so weit führt mich meine Liebe zu Ihnen, daß ich mich entschlossen habe, diesmal selbst an einer unerlaubten Sache Theil zu nehmen, blos um Ihnen zeigen zu können, wie Unrecht Sie handeln. Schämen Sie sich, junger Mann, daß Sie sich aus Liebe zu einem Freunde zu einer gesetzwidrigen Hand-

lung verstehen, und wer weiß ob dieser Freund einmal etwas taugt, und ob Sie es jemals mit dem Beistand aller Ihrer Freunde dahin bringen können, den Vater oder die Verwandten des Mädchens wieder zu versöhnen. Dadurch bringen Sie nun die jungen Leute um ihr Vermögen, wenn sie welches haben. Sehen Sie, alle diese Folgen entstehen aus einer einzigen unmoralischen Handlung. Und wenn ich Sie rühren wollte, so könnte ich Ihnen auch den Schmerz der Eltern, die Betrübniß der Freunde, kurz tausend andere Uebel, die daraus entspringen, vorstellen.

Baron (für sich). Das wird eine schöne Geschichte werden. (Er geht hinaus.)

Alfeld. Siehst Du, lieber Freund, der Baron ist ein weicher Mensch, durch meine Redekunst habe ich ihn so sehr gerührt, daß er aus Scham sein Angesicht nicht zeigen konnte, und fortging. (Baron kommt zurück.) Da ist er wieder, und zu weit muß man nichts treiben. — Nun, mein Lieber, beruhigen Sie sich, einmal kann der Klügste fehlen, aber bemerken Sie bei der Gelegenheit die Wahrheit meiner Lehre: Der innere Mensch hatte Sie verleitet, Ihr äußerer wäre nie darauf gekommen. Wo ist denn aber das Brautpaar?

Baron (für sich). Wäre ich doch aus dem verfluchten Handel.

Alfeld. Zum Henker, so antworten Sie doch, sind Sie ein Philosoph, mein Schüler, und lassen sich einige Vorwürfe so zu Herzen gehen?

Baron. Eben darum.

v. Waller (draußen).

Waller. Kerl, Ihr seid ein Narr, wie wird er mir den Eingang verbieten.

(Er tritt mit Julien, die verschleiert ist, ein.)

Baron. O der Teufel, was soll ich nun anfangen?

Alfeld. Ah, siehe da, der Doctor. Sie wollen also in den Stand der heiligen Ehe treten, wer ist denn die Braut?

Waller. Wie Juliens Vater? (zum Baron.) Halten Sie mir so Wort? Warte Nichtswürdiger, das sollst Du mir entgelten!

Baron (zu Rehberg). Sind Sie mein Freund, und können Sie mich so schändlich verrathen?

Alfeld. Wissen Sie nicht, wer ich bin, daß Keiner von Ihnen antwortet?

Rehberg. Ist das mein Dank, daß ich nicht nur selber komme, sondern auch noch meinen Freund Alfeld mitbringe?

Baron. Das danke Ihnen der Teufel!

Rehberg. Mache nicht, daß mir die Geduld vergeht.

Waller (zu Julien). Ihr Vater scheint uns nicht zu kennen, wir wollen uns wegbegeben, meine Rache trifft aber den Baron für diese Niederträchtigkeit gewiß. (Wollen gehen.)

Alfeld. Halt, Herr Doctor, wo wollen Sie hin?

Rehberg. Schöne Braut, lassen Sie uns Ihr Gesicht sehen.

Julie. Es ist nicht anders möglich. Vergeben Sie mir mein Vater.

Alfeld (steht erstaunt).

Rehberg. Was ist das? Sie sind Fräulein Alfeld?

Julie. Ja, mein Herr, mein Vater wollte mich zu einer Verbindung mit Ihnen zwingen, da dieser junge Mann schon meine Liebe hatte.

Rehberg. Da hätten Sie sich nur an mich wenden dürfen, glauben Sie, ich traue mir nicht Thätigkeit genug zu, Ihre Liebe einem Andern abzugewinnen.

Julie. Vergeben Sie mir, mein Vater.

Alfeld. Wie? Schändliche! Du wolltest mit einem Doctor entlaufen?

Baron. Mein werther Herr von Alfeld, es ist ja kein —

Alfeld. O schweigen Sie, Sie haben nicht das Recht ein einziges Wort zu sagen, Sie wollen mein Freund sein und sich unter meiner Aufsicht bilden? Und Sie ie- ten die Hände dazu, meinem Hause einen solchen Schimpf anzuthun?

Baron. Hören Sie mich doch —

Waller. Mir, mein Herr, sind Sie Rechenschaft von Ihrem Betragen schuldig. Ich habe Sie zwar immer für einen Narren gehalten. Sie haben sich aber als ein schlechter Mensch gezeigt.

Baron. Das sollen Sie mir mit dem Degen beweisen.

Rehberg. Jetzt komme ich auch dahin, Dich zu verachten, Du willst Dich mit einem Doctor schlagen?

Baron. Er ist ja kein Doctor.

Alfeld. Wie? Auch darin sind Sie falsch gewesen, Sie haben den ersten besten zu meiner kranken Tochter geschickt?

Baron. Sie war gar nicht krank —

Alfeld. Ich komme von Sinnen, wer löst mir das Alles auf? Hat Einer von Euch jemals einen Menschen so voller Cabalen gesehen? Sie müssen also meine Tochter durchaus verheirathen, heut Morgen wollten Sie sie ja schlechterdings mit dem Herrn von Waller verbinden, und nun bringen Sie sie mit einem Menschen zusammen, der weder Waller, noch Doctor, noch irgend etwas ist.

Baron. So hören Sie mich doch! es ist ja Waller!

Alfeld. Welche neue Cabalen?

Waller. Nein, Herr von Alfeld, ich bin wirklich Waller, die Liebe zu Ihrer Tochter hat mich verleitet,

alle diese Schritte zu thun, und mich diesem treulosen Menschen anzuvertrauen, der mir allen Beistand versprach, und nun verrätherischer Weise Sie hierher bringt mit dem Herrn von Rehberg, um so das Glück meines Lebens zu vernichten.

Alfeld. Daß ich gekommen bin, daran ist er ganz unschuldig, das wußte er selbst nicht. Rehberg, willst Du meine Tochter noch zur Frau?

Rehberg. Das Fräulein würde damit sehr übel zufrieden sein, wenn ich sie ihrem zärtlichen Bräutigam aus den Armen risse! ich entsage ihr!

Julie. O mein Herr, wie danke ich Ihnen.

Rehberg. Gar nicht Ursach.

Alfeld. Nun denn, so gebt Euch die Hände, und Sie, mein Freund, legen Sie sich auf die soliden Wissenschaften.

Waller. Unter Ihrer Anführung von Herzen gern.

Alfeld. Das freut mich, daß Sie einen so guten Willen haben. (Zum Baron.) Wie konnten Sie es aber wagen, meine Freundschaft so zu hintergehen? dafür müssen Sie sich mit mir schlagen.

Rehberg. Und mit mir auch, daß Du mich so verspottest, und mich zum Zeugen bei meiner eigenen Braut bittest.

Waller. O und mit mir, daß Sie es wagen, so alle Ehre und Treue zu verletzen.

Baron. Hören Sie mich nur erst Alle an, wenn Sie kälter sind, und wenn ich mich dann nicht bei Allen entschuldigen kann, so will ich mich mit Einem nach dem Andern schlagen.

Druck und Papier der Hofbuchdruckerei in Altenburg.



